

# Die Abendschule



Washington bei Valley Forge.



COPYRIGHT 1917 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

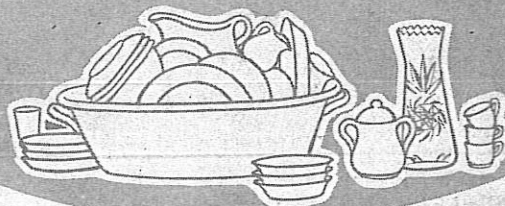
Für die Person, welche Geschirr wäscht, bedeutet Ivory-Seife Rettung von roten, rauen Händen. Sie ist so mild und rein, daß sie, wie oft auch gebraucht, die zarteste Haut weich, glatt und weiß läßt. Für die Person, welche das Abtrocknen besorgt, bedeutet Ivory-Seife makellos gewaschenes Geschirr. Sie reinigt es so gründlich, daß es leicht ist, Glaswaren funkelnd, Silber glänzend und Porzellan aufs beste aussehend zu machen.

Trotzdem kostet der Gebrauch von Ivory-Seife zum Geschirrwaschen nur wenige Cents den Monat mehr als für gewöhnliche Seife. Wascht ihr euer Geschirr mit Ivory-Seife?

Ivory-Seife . . . . .



. . . . . 99 <sup>44</sup>/<sub>100</sub> % rein.



Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Heften (26 Hefte im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

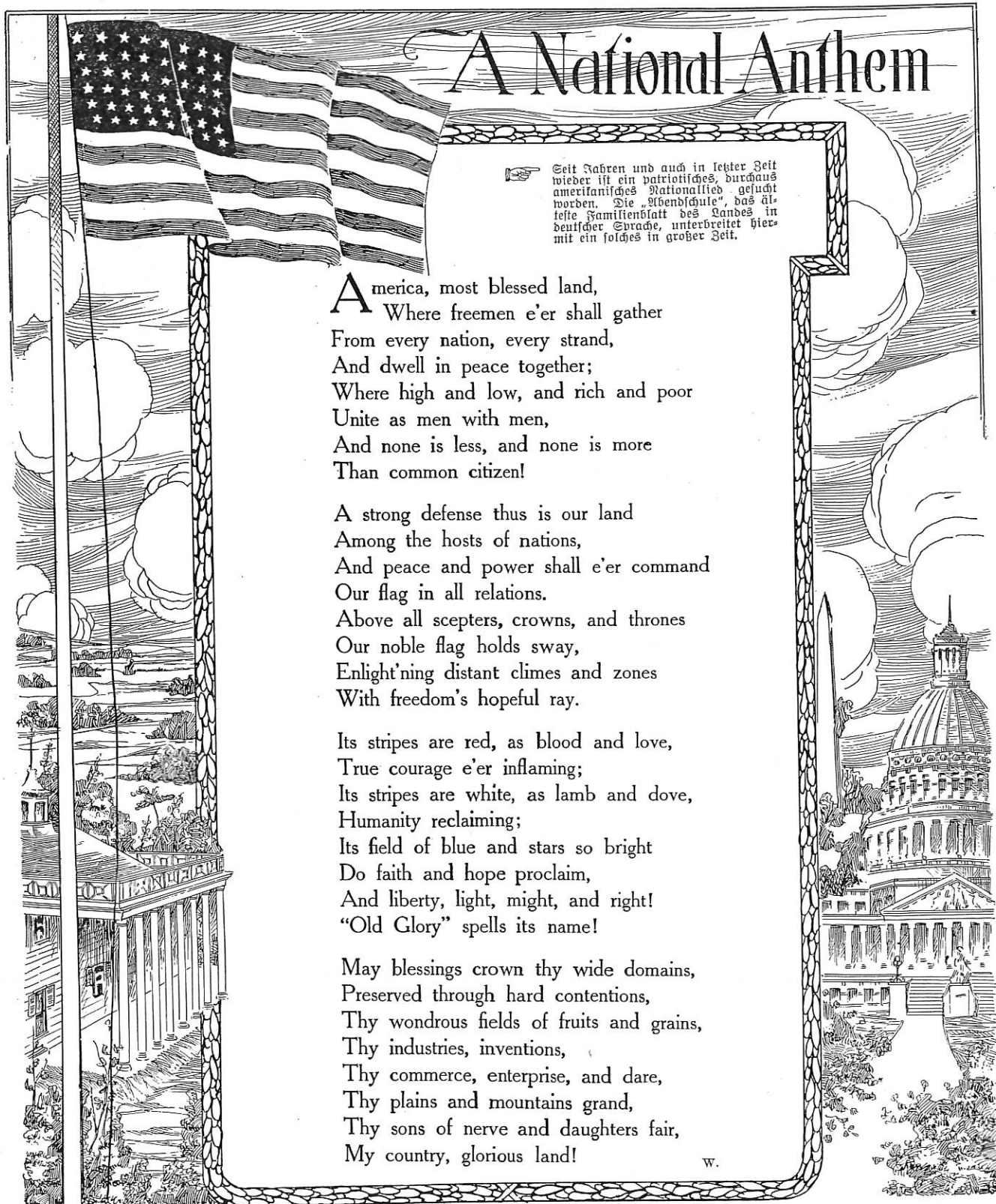
Jahrgang 64.

Heft 15.

# Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 14. Februar 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probeheften werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.



## A National Anthem

Seit Jahren und auch in letzter Zeit wieder ist ein patriotisches, durchaus amerikanisches Nationallied gesucht worden. Die „Abendschule“, das älteste Familienblatt des Landes in deutscher Sprache, unterbreitet hiermit ein solches in großer Zeit.

America, most blessed land,  
Where freemen e'er shall gather  
From every nation, every strand,  
And dwell in peace together;  
Where high and low, and rich and poor  
Unite as men with men,  
And none is less, and none is more  
Than common citizen!

A strong defense thus is our land  
Among the hosts of nations,  
And peace and power shall e'er command  
Our flag in all relations.  
Above all scepters, crowns, and thrones  
Our noble flag holds sway,  
Enlight'ning distant climes and zones  
With freedom's hopeful ray.

Its stripes are red, as blood and love,  
True courage e'er inflaming;  
Its stripes are white, as lamb and dove,  
Humanity reclaiming;  
Its field of blue and stars so bright  
Do faith and hope proclaim,  
And liberty, light, might, and right!  
"Old Glory" spells its name!

May blessings crown thy wide domains,  
Preserved through hard contentions,  
Thy wondrous fields of fruits and grains,  
Thy industries, inventions,  
Thy commerce, enterprise, and dare,  
Thy plains and mountains grand,  
Thy sons of nerve and daughters fair,  
My country, glorious land!

w.

# Aus der Zeit für die Zeit.

Etwas nationale und andere Februar-Geschichte.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on February 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Vor 186 Jahren, am 22. Februar 1732, erblickte George Washington, der Vater unseres Landes, und vor 109 Jahren, am 12. Februar 1809, erblickte Abraham Lincoln, der Retter unseres Landes, das Licht der Welt. Die Zeit ist der Prüffstein großer Männer! Es zeugt gewiß zu gunsten des großen Charakters eines Washington und eines Lincoln, daß bei der alljährlichen Wiederkehr ihrer Geburtstage alle Blätter und Zeitschriften des Landes Zeitartikel, Aufsätze, Erinnerungsstücken, Erzählungen und Gebichte über sie veröffentlichen. Viele, die auch einst die Welt mit ihrem Namen erfüllten, sind vergessen; Washington und Lincoln aber sind allseitig anerkannt als die beiden größten Männer, die unser Land hervor gebracht hat, und man tut daher wohl daran, an ihr Leben und Wirken alles Volk immer wieder zu erinnern. Groß aber wie ihre Taten und Verdienste um unser Volk und die Menschheit sind, leuchten sie doch erst in vollem Glanze, wenn man die ausgesprochenen edlen Charakterzüge beider Männer dabei stets im Auge behält. Eble Herzensgesinnung lag allem ihrem Tun zugrunde! Beide waren außerordentlich befähigte Staatsmänner und Staatslenker, — aber noch viel größere Patrioten, von goldener Vaterlandstreue und Vaterlandsliebe beseelt. An ihren Geburtstagen werden Redner und Schriftsteller aufs neue beide Männer und ihre Grundsätze lebend hervorheben, in den Idealen und Ruhmestaten derselben förmlich schwelgen, — und dann werden Gesetzgeber wieder ihre gewohnten Praktiken üben und ihre „Fesseln bauen“, die Korporationen wieder ihre Vorteile sichern, und der Bürger und Arbeiter wieder in allem Tun und Handeln „Ich“ für die erste Person ansehen. Das ist eine alljährliche Erfahrung. Wie kommt das? Was ist die Ursache? Weil man immer wieder auf die Großtaten Washingtons und Lincolns mehr sieht und mehr Gewicht legt als auf ihren Charakter, ihre Herzensgesinnung. Ei, was ist denn Patriotismus? Ebenso große Selbstständigkeit wie zugleich strengste Selbstlosigkeit! Beide Männer waren selbständige Charaktere, sie waren keine blinden Parteimänner. Das politische und geschäftliche und zünftige Parteigängertum unserer Tage, das selbst in kritischer Zeit die eigenen Vorteile und die Vorteile der Partei, der Korporation, der Genossenschaft über das Wohl der Gesamtheit und des Landes stellt, ist das Grab des wahren Patriotismus. Welche unerschütterliche, unbeeinflussbare Pflichttreue und wahrhaft standhafte, edle Nächstenliebe erfüllte dagegen, auch als sie das Schwert ziehen mußten, unsere beiden großen Amerikaner! Und ebenso bewundernswerte, strengste Selbstlosigkeit, die niemals das Ihre suchte, das Vertrauen des Volkes nie zu eigenem Nutzen und selbstischen Zwecken mißbrauchte, beseelte ihr Herz; beide opfereten in ungeheurer Schlachtheit und Einfachheit des Sinnes allen persönlichen Ehrgeiz und Vorteil dem Wohle ihres Landes. „Lasset uns unsere Pflicht tun!“ war ihr Mottol. Dem allen aber, dieser Selbstlosigkeit und Selbstständigkeit, diesem echten, goldenen Patriotismus lag ein Kleinod zugrunde: beide waren Männer des Gebets, die sich auf den Knieen Gottes Hilfe errangen. Washington sprach es offen aus, daß es keinen echten Wohlstand geben könne ohne Religion und Moral, und daß diese beiden die Grundpfeiler des wahren Patriotismus und alles wahren menschlichen Fortschritts seien. Und was flüchte Lincoln in den dunkelsten Stunden Vertrauen ein? Es war sein Glaube an Gott und die felsenfeste Ueberzeugung, daß Gott dem Rechte zum Siege verhelfen werde. Es ist eine eigentümliche Fügung, daß der Monat Februar, der mit den Geburtstagen dieser beiden Männer alle Jahre unserem Volke zwei so leuchtende Vorbilder vorführt, gleichfalls an die „wahren Geburtstage“ zweier anderer großen Männer erinnert. Vor 372 Jahren, am 18. Februar 1546, ging D. Martin Luther, der Reformator der Kirche, zu seiner himmlischen Freude ein. Im letzten Jahre ist das 400jährige Jubelfest der Reformation gefeiert worden. Muß uns der Februar nicht heute und immerfort darauf zurückweisen, welche unaussprechlichen Gnaden-taten Gott der ganzen Welt und sonderlich auch unserem Amerika durch die Reformation und sein auserwähltes Nützzeug erwiesen hat? Wäre das ewige Evangelium nicht wieder in seiner lautersten Reinheit den in geistiger Knechtschaft und Dunkel, in Fron und Abhängigkeit schmachtenden Völkern bekehrt worden, wo hätte je ein

freies Staatswesen erblühen können, wo wäre je die rechte Lehre von der Kirche, vom Staate, von der Obrigkeit erschallt? Luthers einst im Februar abgeschlossenes Lebenswerk, der Triumph eines furchtlosen, weil gottbeseelten Mannes, ist ein Vermächtnis über alle Vermächtnisse für die ganze Welt und zumal für das Land der Freiheit, Amerika, wo nicht nur das Staatswesen, sondern auch nebenher die Kirche Gottes so herrlich sich entfalten durfte. Und noch ein bahnbrechender Mann ist es, an den uns der Februar erinnert. Dreizehn Jahre vor der Geburt Washingtons starb in Transebar, Ostindien, Bartholomäus Ziegenbalg, nämlich am 23. Februar 1719. Der „Century Dictionary“ kennt ihn nicht, die „Encyclopedia Britannica“ sagt von ihm nur unter „Tamilis“, er habe das Studium des Tamilischen in Europa ermöglicht, nennt dagegen William Carey den „Pionier modernen Missionsunternehmens“, der doch erst 1761 geboren wurde und erst 1793 nach Indien kam, wo Ziegenbalg 42 resp. 74 Jahre vorher in seiner Arbeit starb. Amerika hat sich ja auf dem Gebiete des Missionswesens längst löblich hervor getan. Gerade in dieser Kriegszeit aber sind die Missionen in der zweiten Welt viel gestört und in Mitleidenschaft gezogen. Gerade in dieser Kriegszeit will Amerika nun den Völkern behilflich sein, an Stelle von Autokratie echtes Volkstum zur Geltung zu bringen, und ihnen dauernden Frieden verschaffen. Wüßte unser Volk mehr davon, welche Opfer an Liebe, Entsagung und Entbehrung einst schon der erste lutherische Missionar in der Heidenwelt, Ziegenbalg in Indien, darbrachte und was für ein Segenswerk er dort ausrichtete, würde es nicht noch viel besser schätzen lernen, welch ein gottbegnadetes Land unsere lieben Vereinigten Staaten sind, was wahre Selbstlosigkeit, was Nächstenliebe ist, und den Völkern einerseits in bürgerlicher Freundschaft, andererseits durch die kirchliche Rettungshilfe der Mission noch weit mehr dienen? Fürwahr, in den kurzen Februar drängt sich für Amerika eine denkwürdige, beherzigenswerte Fülle von Welt- und Kirchengeschichte zusammen!

## Des Reichskanzlers Antwort.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on February 8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

„Am 3. Januar“, so begann der deutsche Reichskanzler am 24. Januar seine lang erwartete Rede, mit welcher er im Reichstage Lloyd Georges und Präsident Wilsons Friedensvorschläge beantwortete, „ließ die Frist für Kooperation unter den Alliierten zum Zweck der Herbeiführung eines allgemeinen Friedens ab. Statt der Antwort, die erwartet, aber nicht gegeben wurde, sind von feindlichen Staatsmännern zwei Erklärungen abgegeben, Premier Lloyd Georges Rede und Präsident Wilsons Rede. Ich gebe gern zu, daß Herr Lloyd George seinen Ton änderte. Er ergeht sich nicht mehr in Schimpfereien und wünscht, seine Fähigkeit als Unterhändler wieder zu beweisen, die ich früher bezweifelt hatte. Ich kann jedoch nicht so weit gehen wie viele Ansichten, die in neutralen Ländern ausgedrückt wurden und die aus dieser Rede Lloyd Georges ein ernstes Verlangen nach Frieden, ja sogar eine freundliche Gesinnung herauslesen. Er erklärt zwar, daß er Deutschland nicht zu zerstören wünsche und das niemals gewünscht habe. Er hat sogar Worte der Achtung für unsere politische, wirtschaftliche und kulturelle Stellung. Aber andere Äußerungen fehlen nicht, und stets kommt die Idee an, die Oberfläche, daß er ein Urteil über Deutschland zu fällen hat, das er aller möglichen Verbrechen für schuldig erklärt. Dies ist eine Haltung, mit der wir nichts zu tun haben können und in der wir keine Spur eines ernststen Strebens nach Frieden entdecken können. Wir sollen die Schuldigen sein, über welche die Entente jetzt Gericht hält. Dies zwingt mich, einen kurzen Ueberblick über die Lage und Ereignisse zu geben, die dem Kriege vorausgingen, auf das Risiko hin, zu wiederholen, was lange zurück gesagt worden ist.“ Der Kanzler beschrieb nun eingehend die Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871, und wie Bismarck durch das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn sein Werk krönte. Dieses Bündnis sei rein defensiv gewesen, und im Laufe der Jahrzehnte sei sein Mißbrauch zu Angriffszwecken niemals auch nur beabsichtigt worden. Weiter ging er auf die Einkreisungspolitik des Königs Eduard von England ein und beschrieb, wie das Deutsche Reich, fortschreitend und an Stärke wachsend, dem britischen Imperialismus im Wege gestanden habe.

In den französischen Nebanhegelisten und dem russischen Expan-  
sionstrieb habe der britische Imperialismus nur zu bereite Bundes-  
genossen gefunden. Auch auf Deutschlands geographische Lage ging  
er ein und sagte, daß es Pflichtvernachlässigung gewesen sein würde,  
wenn Deutschland diesem Spiele ruhig zusehe und nicht versucht  
hätte, eine Rüstung zu schaffen, die gegen zukünftige Feinde beschüt-  
zen würde. Weiter wies er darauf hin, daß die „Disannexion“  
Elsaß-Lothringens ja im Jahre 1871 (am 29. März 1871) von der  
französischen Nationalversammlung, die aus den verfassungsmä-  
ßigen Vertretern des französischen Volkes bestand, mit großer Stim-  
menmehrheit bestätigt worden sei. „Auch in England“, fuhr er fort,  
„wurde früher eine ganz andere Sprache geführt, als sie heute ge-  
führt wird. Ich kann an einen klassischen Zeugen appellieren. Er  
ist kein anderer als der berühmte britische Geschichtschreiber Thomas  
Carlyle, der 1870 in einem Briefe an die „Times“ schrieb: „Mein  
Volk hat einen so schlechten Nachbar gehabt, wie Deutschland in den  
letzten 400 Jahren an Frankreich gehabt hat. Deutschland würde  
toll gewesen sein, wenn es nicht daran gedacht hätte, einen solchen  
Grenzwall zwischen sich und solch einem Nachbar zu errichten, als  
sich die Gelegenheit bot.“ Denken Sie daran, daß ich nicht einen  
sehr harten Ausdruck wiederholt habe, den Carlyle mit Bezug auf  
Frankreich brauchte. Ich kenne kein Naturgesetz, keinen Beschluß  
himmlischer Parlamente, durch den Frankreich allein von allen Er-  
denwesen nicht verpflichtet war, gestohlenen Territorium herauszu-  
geben, wenn die Eigentümer, denen es gestohlen war, eine Gelegen-  
heit hatten, es zurückzuerobern. Und geachtete englische Presseorgane  
sprachen sich in demselben Sinne aus, z. B. die „Daily News“. Ich  
komme jetzt zu Präsident Wilson. Auch hier erkenne ich an, daß der  
Ton anders geworden zu sein scheint. Die einmütige Abweisung  
von Herrn Wilsons Versuch in der Antwort auf des Papstes Note,  
Zwietracht zwischen dem deutschen Volke und der deutschen Regie-  
rung zu säen, hat ihre Wirkung gehabt. Diese einmütige Ableh-  
nung mag Herrn Wilson von selbst auf den richtigen Pfad führen.  
Ein Anfang dazu ist vielleicht gemacht worden, denn jetzt ist weni-  
stens nicht länger die Rede von der Unterdrückung des deutschen Vol-  
kes durch eine autokratische Regierung, und die früheren Angriffe  
auf das Haus Hohenzollern sind nicht wiederholt worden.“ Dann  
ging der Kanzler im einzelnen auf die 14 Punkte in Präsident  
Wilson's Friedensprogramm ein. Mit Nachdruck erklärte er, daß  
Deutschland mit den ersten 4 Punkten übereinstimme; sie betreffen  
die Abschaffung geheimer Diplomatie, die Freiheit der Meere, die  
Gleichheit der Handelsverhältnisse und die Reduktion der nationalen  
Rüstungen. Ueber den 5. Punkt, meinte er, würden sich einige  
Schwierigkeiten ergeben, und er stellte den Grundsatz auf, daß die  
Interessen der betroffenen Bevölkerung gleiches Gewicht mit den  
Ansprüchen der Regierung haben müßten, deren Besitzrecht festge-  
stellt werden solle. Die Punkte 9, 10 und 11, sagte er, gehen haupt-  
sächlich Oesterreich-Ungarn an, aber Deutschlands Interessen wür-  
den energisch verteidigt werden, wo sie in Frage kämen. Diese  
Punkte beschäftigen sich mit der Neueregulierung der italienischen  
Grenze nach klar erkennbaren Nationalitätsgrenzen, freier Gelegen-  
heit für die autonomische Entwicklung der Völker Oesterreich-Ungarns  
und mit der Balkanfrage, einschließlich der Forderung der  
Räumung Rumäniens, Serbiens und Montenegros, mit freiem Zu-  
gange zum Meere für Serbien. Besonders eingehend behandelte er  
die Frage von Elsaß-Lothringen und erklärte, daß Deutschland un-  
ter keinen Umständen die Reichslande aufgeben werde. Mit Bezug  
auf Belgien sagte er, Deutschland wünsche keine zwangsweise  
Annexion belgischen Territoriums. Bezüglich des besetzten französi-  
schen Territoriums erklärte er, Deutschland wünsche keine gewalt-  
samen Gebietsverweiterungen, werde aber die Frage dieses Terri-  
toriums nur mit Frankreich erörtern. Auch die Räumung russischen  
Territoriums werde nur mit Rußland erörtert werden. „Wenn die  
Alliierten“, so schloß der Kanzler, „mit neuen Vorschlägen kommen,  
so werden wir sie sorgfältig erwägen, denn unser Ziel ist kein an-  
deres als die Wiederherstellung eines dauernden allgemeinen Frie-  
dens. Aber dieser dauernde allgemeine Friede ist nicht möglich, so-  
lange die Integrität des Deutschen Reiches, die Sicherheit seiner  
Lebensinteressen und die Würde unseres Vaterlandes nicht garan-  
tiert sind. Bis dahin müssen wir ruhig zusammenstehen und war-  
ten. Was unser Ziel betrifft, meine Herren, so sind wir alle einig.  
Was Methoden und „Moralitäten“ betrifft, so mag es Meinungs-  
verschiedenheiten geben, aber wir wollen alle diese Differenzen bei-

seite legen. Wir wollen nicht über Formeln kämpfen, die stets in  
dem tollen Lauf der Weltereignisse versagen, sondern über der  
Trennungslinie der Parteikontroversen wollen wir unsere Augen  
auf ein gemeinsames Ziel richten — die Wohlfahrt des Vaterlandes.  
Wir wollen die Regierung und die Nation zusammenhalten, und  
der Sieg wird unser sein. Ein guter Friede wird und muß kom-  
men. Die deutsche Nation trägt in bewunderungswürdiger Weise  
die Leiden und Bürden eines Krieges, der jetzt im vierten Jahre  
steht. Aber ihr alle, Männer und Frauen, werdet festhalten und  
durchhalten. Eine solche Nation kann nicht untergehen. Gott ist  
mit uns und wird auch in der Zukunft mit uns sein.“

#### Graf Czernins Rede.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on February  
8, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Gleichzeitig, am 24. Januar, legte Graf Czernin, der öster-  
reichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, vor dem Reichsrat die  
Stellung der Doppelmonarchie zu den Friedenszielen, wie sie Prä-  
sident Wilson und Lloyd George angaben, und die Stellung zu den  
russischen Friedensverhandlungen dar. Er halte es, sagte er, für  
seine erste Pflicht, einen getreuen Bericht über die Friedensverhand-  
lungen in West-Vitowsk zu geben. Diejenigen, welche den Fort-  
gang der Verhandlungen für allzu langsam hielten, wies er auf die  
Schwierigkeiten hin, welche zu bewältigen seien, von denen man nicht  
einmal eine annähernde Idee geben könne. „In Anbetracht der  
Notwendigkeit, die auf dem ganzen Erdenrund herrscht, ist es ganz na-  
türlich, daß die Veröffentlichungen die Wirkung elektrischer Schläge  
haben, welche die öffentliche Meinung beunruhigen. Ich wünsche  
den Frieden mit denjenigen russischen Staaten, die vorrätige Nah-  
rungsmittel für die Ausfuhr besitzen, nutzbar zu machen, um unserer  
Bevölkerung zu helfen.“ Da komme besonders die Ukraine in Be-  
tracht. „Wenn aber unter den Feinden der Doppelmonarchie der  
falsche Eindruck hervorgerufen wurde, daß wir absolut sofort Frie-  
den schließen müßten — einen Frieden um jeden Preis —, dann  
werden wir nicht einen einzigen Buschel Weizen erhalten. Ich er-  
kläre, daß ich keinen Quadratmeter Boden und keinen Kreuzer von  
Rußland verlange, und daß, falls Rußland, wie es der Fall zu sein  
scheint, denselben Gesichtspunkt annimmt, Friede das Resultat sein  
sollte. Diejenigen, die Frieden um jeden Preis wünschen, könnten  
imstande sein, meine Loyalität in Frage zu stellen, wenn ich ihnen  
nicht mit demselben kategorischen Freimut ins Gesicht sage, daß ich  
niemals einem Frieden zustimmen werde, der die Grenzen über-  
schreitet, die ich soeben angedeutet habe. Wenn unsere russischen  
Fragesteller von uns verlangen sollten, Territorium abzutreten und  
Kriegsschadigungen zu zahlen, so würde ich den Krieg trotz des  
Wunsches nach Frieden forsetzen, den ich ebenso sehr hege wie Sie,  
oder ich würde zurücktreten, wenn ich nicht imstande sein sollte, mei-  
ner Ansicht Geltung zu verschaffen.“ Nach längerer Darlegung der  
strittigen Punkte zwischen Rußland und den Mittelmächten, leitete  
er über: „Präsident Wilson's Friedensanerbieten bestätigen mich in  
dieser Meinung“, daß ein baldiger Friede mit Rußland zustande  
kommt. „Ich glaube, es ist kein Schade zu erklären, daß ich die  
neuen Vorschläge Präsident Wilson's für eine schätzenswerte Annä-  
herung an den österreichisch-ungarischen Gesichtspunkt halte, und  
daß Oesterreich-Ungarn einigen von ihnen mit Freuden zustimmen  
kann. Aber wir müssen zuerst diesen Grundsatz niederlegen, daß,  
soweit diese Vorschläge unsere Verbündeten betreffen, sei es im Falle  
Deutschlands Besitzergreifung Belgiens, sei es im Falle der Türkei,  
Oesterreich-Ungarn, treu seinen Verpflichtungen, bis zum Ende zur  
Verteidigung seiner Verbündeten zu kämpfen, die Besitzungen seiner  
Kriegsverbündeten verteidigen wird wie seine eigenen. Das ist der  
Standpunkt unserer Verbündeten, in dem vollständige Gegenseitig-  
keit herrscht.“ Nachdem er sodann, ähnlich wie Kanzler v. Hertling,  
die 14 Vorschläge Wilson's Punkt für Punkt vorgenommen, schloß  
er: „Wir stimmen also in der Hauptsache. Unsere Ansichten sind  
identisch nicht nur in den breiten Grundsätzen betreffs einer Neu-  
organisation der Welt nach dem Kriege, sondern auch in verschiede-  
nen konkreten Fragen, und die Unterschiede, die noch existieren,  
scheinen mir nicht so groß, daß eine Versprechung derselben nicht Auf-  
klärung und Annäherung bringen würde. Diese Lage drängt einen  
zu der Frage, ob ein Austausch von Ideen zwischen den beiden  
Mächten nicht der Ausgangspunkt sein könnte zu einer persönlichen  
Unterredung zwischen allen Staaten, die bis jetzt noch nicht in  
Friedensverhandlungen eingetreten sind.“ W.



## Washington und Lincoln als Volksideale.



**H**at Amerika überhaupt bürgerliche Ideale, die es verdienen, allem Volke immer wieder vorgehalten zu werden, damit sie ihm in allem öffentlichen Tun und Handeln anspornend und bestimmend vorleuchten, zumal in einer Zeit, in der man einerseits mit dem Schlagwort „hohe Ideale“ die Herzen zu entflammen sucht, andererseits aber im täglichen Leben das Gegenteil von guten Mustervbildern so bejammernswert oft zutage treten sieht, so sind es ganz zweifellos die Vorbilder, Taten und Aussprüche unserer zwei größten Präsidenten, deren Geburtstage beide in diesen Monat fallen, — eines Washington und eines Lincoln.

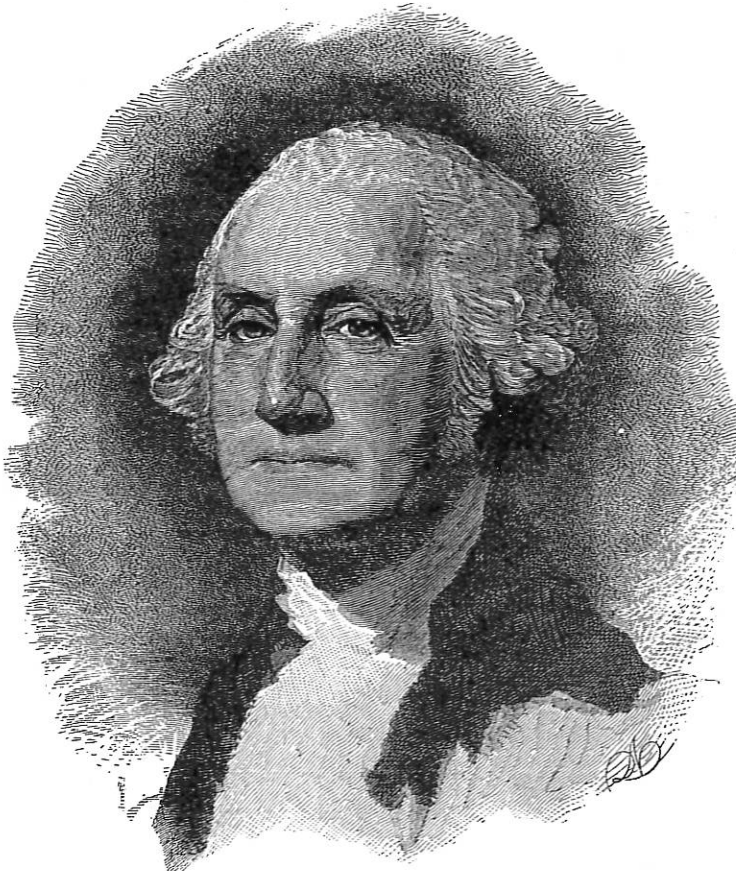
Am ihren Geburtstagen, am 12. und 22. Februar, schweifen die Gedanken der Bürger gern einmal zurück in die Zeit der ersten Anfänge unserer Regierung und in die dunkelsten Stunden der Landesgeschichte. Heute um so mehr! Heute sagt man sich: Was hat sich doch in dieser Zeit alles geändert! In dem allgemeinen Weltgeschehen bedeuten ja die seit den Tagen Washingtons und Lincolns verflochtenen Fäden nur eine kleine Spanne Zeit, eine Reihe ganzer Perioden aber scheinen sie einzuschließen in der rapiden Entwicklungsgeschichte Amerikas. Und vor allem, beseelt noch heute derselbe Sinn und Geist alle Amerikaner? Washington war ein reicher Mann, Lincoln ein sehr armer, — aber ihr Sinn und Geist war ein und derselbe.

Soweit äußerliche Zustände und Verhältnisse in Betracht kommen, war gewiß zwischen Washingtons und Lincolns Zeit und unsern Tagen ein sehr bemerklicher Unterschied. Washingtons Reise z. B. von seinem Wohnort Mount Vernon nach dem Regierungssitze, damals New York, hat zwölf Tage gedauert, und dann brauchte der Kongreß noch drei Tage, um die Anordnungen für die Inauguration zu treffen. Heute geht alles viel schneller und bequemer. Aber schon hierbei sticht ein Merkmal jener Zeit ideal hervor. „Damen waren zahlreich und in brillanten Toiletten erschienen“, läßt Dr. Lossing in „Mary and Martha“ (Mutter und Gemahlin Washingtons) über Washingtons Einführung den toilettenkundigen Oberst W. L. Stone erzählen, der nun auch einige Toiletten, die man damals „brillant“ nannte, beschreibt, aber dann doch ausdrücklich hinzufügt: „Zuwelen wurden damals in den Vereinigten Staaten nur wenig getragen.“ Das war erklärlich: die patriotischen Frauen hatten ihr Geschmeide zur Deckung der Kosten des Befreiungskrieges geopfert. Trotzdem redet Thomas Jefferson bereits zu jener Zeit von „Großtuerei, welche bei Eröffnung der neuen Regierung geherrscht“ habe. Schreibt man jedoch dies Urteil füglich auf seine „demokratische Einfachheit“, so darf man heute sicherlich mit vollem Rechte die Frage tun: Wie ist es ersichtlich, daß, in unsern Kriegstagen mehr Zuwenen ins Land eingeführt werden als je zuvor? Herrscht

heute Großtuerei? Wie Washington damals selbst zu Mute war, welcher Verantwortlichkeit er sich stets bewußt blieb, verdient vornehmlich Beachtung. Vermochte seine Frau schon nur schwer von ihrem traulichen Heim am Potomac sich zu trennen, so ritt er zuvor nach Fredericksburg, um seiner greisen Mutter Lebenswohl zu sagen, und er schrieb an jenem Tage in sein Notizbuch: „Ich nahm von Mount Vernon, vom Privatleben und häuslichen Glück Abschied, gedrückten Sinnes und mit sorgenvolleren, schmerzlicheren Gefühlen, als ich in Worten auszudrücken vermag. Im Vertrauen kann ich sagen, daß auf meinem Gange zum Regierungssitz mich Gefühle begleiten werden nicht unähnlich denen eines Verbrechers auf seinem Gange zum Hinrichtungsplatz.“ Verantwortungsgefühle überwältigten ihn schier, dem Kanzler Livingston sprach er dann die Eidesformel nach, küßte die Bibel und fügte „in erschütternd feierlichem Tone“ die Worte hinzu: „So helfe mir Gott!“ Wie spiegeln sich da Gottesfurcht, Gewissenhaftigkeit, Treue, Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Einfachheit so schön in seinem Tun und Handeln wider!

Wie wenig aber lag gar einem Lincoln am Beifall der Salons, Hellen und Kommodore! Wie wenig sah er auf das Äußere! Er trug oben weite, unten enge, stets zu kurze Weinkleider, ein großes Hemd mit weitem Kragen und mächtiger, nie richtig gebundener Halsbinde, und „nothing on his trillies“ (keine Strümpfe). Es liegt uns nichts ferner, als solchen „outfit“ für mustergültig rühmen zu wollen; man muß vielmehr im Auge behalten, daß „Vater Abraham“ ein armer Mann und obendrein ein Original erster Größe war, darf aber hierbei — und darin leuchtet sein Charakter! — nie vergessen, daß dieser schlechte Kunde für Modeschneider und Friseur weder jemals seine niedere Herkunft aus dem Volke und seine schwere, armutsvolle Vergangenheit verleugnen wollte, noch aber auch nach Art minderwertiger Emporkömmlinge jemals damit prahlte, um etwa die zu tun und den selbstgemachten Mann zu beweisen. Damit tritt ebenso seine echte Demut wie seine lautere Wahrhaftigkeit hervor. Als er sich bald nach seiner Erwählung im Jahre 1860 photographieren lassen mußte, berichtete seinerzeit die „Chicago Tribune“ von dem „Ereignis“:

„Auf das Drängen vieler Freunde begab sich Herr Lincoln zu einem Photographen, um sein Bild abnehmen zu lassen. Man hatte ihm das Haar sorgfältig gekämmt und gebürstet. Als er aber vor dem Apparat saß, da fuhr er sich zum Entsetzen des Photographen plötzlich mit der Hand durch sein Haar und brachte es in die bekannte Verwirrung. Dabei sagte er humorvoll: „Meine Freunde würden mich ja gar nicht wieder erkennen, wenn mein Haar so heruntergepuppt wäre. Ich will natürlich aussehen!“ Ganz im Einklang hiermit steht seine Personalbeschreibung, die er 1858 dem Herausgeber der Personalien des amerikanischen Kongresses auf dessen Verlangen eigenhändig geschrieben übersandt hatte: „Geboren am 12. Februar 1809 in Hardin County, Kentucky. Schulbildung: Mangelhaft. Beruf: Advokat. War Freiwilliger = Kapitän im Black Hawk = Kriege. Postmeister in einer sehr kleinen Station. Bismarck Mitglied der Legislatur von

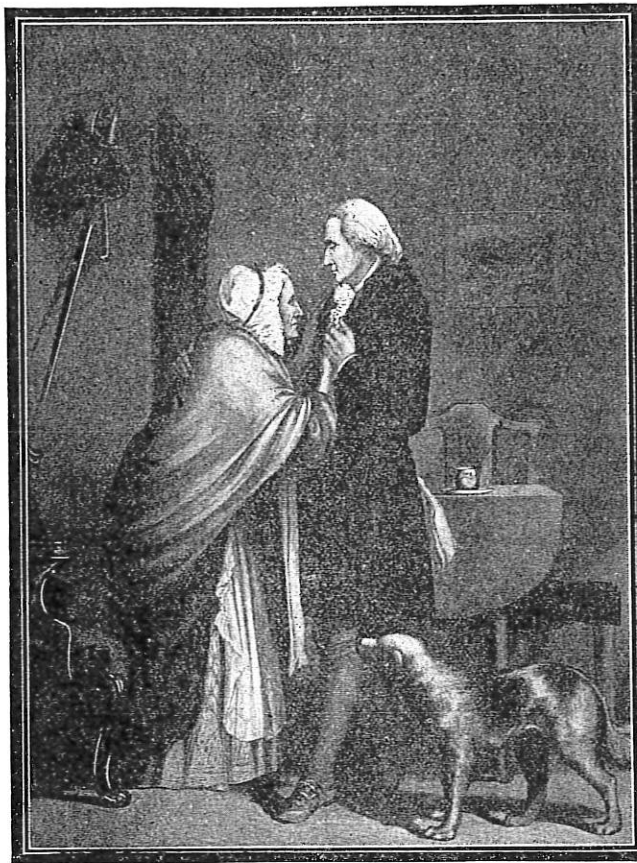


George Washington. Gemälde von Gilbert Stuart.

Illinois und war Mitglied des Unteren Hauses des Kongresses. (Werke:) Lincolns Gesichten und Reden. Achtungsvoll, „A. Lincoln.“ Wie hier sein unverwundlicher Humor, den er sich in allen Lebenslagen zu bewahren wußte, und seine untwiderstehliche Lust zum Fabulieren hervorschimmert — unzählig sind ja die köstlichen Lincoln-Anekdoten —, so spiegelt sich darin doch vor allem seine seltene, grundechte Bescheidenheit.

Kurz, in ihrem ganzen Benehmen und Auftreten waren beide, Washington und Lincoln, der reiche wie der arme Mann, als Bürger wie als höchste Amtsinhaber, — jener weder durch Glücksumstände noch durch Erfolge geblendet, dieser weder durch empfindliche Armut noch durch körperliche Mängel verbittert — wahre Edelmenschen, „Gentlemen“ in volstem Sinne, offen, wahr, schlicht, einfach, bescheiden, treu, gerecht, gewissenhaft und — nicht zum letzten — gottesfürchtig und gottergeben. Die beste Beschreibung eines „Gentleman“ findet sich in den Worten des Apostels Paulus 1 Kor. 13, 4. 5: Er ist „langmütig und freundlich; er eifert nicht, er treibt nicht Mutwillen, er blähet sich nicht, er stellt sich nicht ungebärdig, er suchet nicht das Seine, er läßt sich nicht erbittern, er trachtet nicht nach Schaden.“ Wenn wir diese Liste analysieren, so finden wir die folgenden acht Merkmale eines „Gentleman“: Geduld, Humanität, Neidlosigkeit, Demut, Höflichkeit, Selbstlosigkeit, Selbstbeherrschung und Hochherzigkeit. In dem Grade, in welchem ein Mann diese Merkmale an sich trägt, ist er ein „Gentleman“, er sei ein geringer Arbeiter oder eines Millionärs Sohn. Und wer immer die entgegengesetzten Eigenschaften an sich hat, der ist kein „Gentleman“, und wenn er auch einen Prinz Albert trägt und ein Universitätsdiplom besitzt, nämlich: Ungebuld, Grausamkeit, Neid, Stolz, Unhöflichkeit, Selbstsucht, Raunenhaftigkeit und Argwohn.

In diesen Merkmalen geprüft, waren beide Männer wahrhaft große bürgerliche Vorbilder. Ihre Geduld war erstaunlich. Wo ist der Held in der Geschichte zu finden, der größere Lasten als sie mit so unwandelbarer Ergebenheit trug? In den Umwälzungen der Zeit wandte sich jedermann an sie als die Verkörperung eines wahren Mannes der Neuen Welt. Sie waren human. Unter der Decke höchster politischer Ehre und Würde schlug ein warmes Herz für alle, und keine herzlose, grausame, nachtragende Tat oder Neuerung steht von ihnen irgendwo verzeichnet. Sie kannten keinen Neid. Als man General Lafayette ne-



Washingtons Abschied von seiner Mutter.

ben ihm zum Befehlshaber der Nordarmee machen wollte, ermutigte ihn Washington, die angetragene Stelle anzunehmen, und Lincoln wies es oft ab, als Oberbefehlshaber seinen Generalen ins Amt zu greifen. Sie besaßen Demut — eine der größten aller christlichen Tugenden, wie Hochmut und Stolz unfehlbare Kennzeichen kleinlicher Menschen sind. Sie suchten keine Auszeichnung, strebten nicht nach Amt und Würden; ihrem Lande und Volke aufs beste zu dienen war ihr Ziel und Begehren. Washington schlug sogar eine Krone aus. Sie waren höflich, immer und überall. Wie manche sogenannte Größe unserer Zeit verrät dagegen vorwiegend Rücksichtslosigkeit gegen alle und jedenmann! Sie waren selbstlos und suchten nicht das Ihre. In Bezug auf Rechte und Wahrnehmung seines Vorteils ist heute so mancher Mensch überaus empfindlich. Sie wußten sich selbst zu beherrschen; bei ihnen finden wir weder Empfindlichkeit noch Raunenhaftigkeit, wie z. B. bei dem sonst hochbegabten Napoleon. Sie waren hochherzig und edelgesinnt, vertrauten anderen, ließen dem

Verleumder kein Ohr und behandelten den Mitmenschen mit gewinnender Höflichkeit. Bei alledem hatten sie freilich ihre Unvollkommenheiten, sie waren Menschen und nicht Uebermenschen, wie ein Nießsche sie sich träumte; aber immerhin als unvollkommene und sündige Menschen waren sie dennoch ihren Mitbürgern herrliche Vorbilder, eifrigst beflissene „Gentlemen“.

Ganz besonders bedeutungsvoll sind die Vorbilder, Taten und Äußerungen dieser beiden Männer, die sie als die höchsten Vertreter des Volkes der gesamten Nation hinterlassen haben. Als solche sind sie vollends Musterbilder — Ideale. Der „Mann mit dem häßlichen Gesicht und dem herrlichen Geiste“ ist der „Retter des Landes“, während der „Water des Landes“ so schön „der erste im



Washingtons Ueberfahrt über den eisigen Delaware.

heute. Möge unserem amerikanischen Volke doch der Sinn und Geist bewahrt und immer wieder erneuert werden, der in Washington

und Lincoln so vorbildlich personifiziert war, der sie und durch sie unser Volk groß machte!  
w.



## Wilde Wagen.



Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Ernst Evers.

3. Fortsetzung.

Unterdessen war man vor die sogenannte große Lohthüre geritten; der Bauer hatte den Riegel vorweggeschoben und die Thür öffnen müssen. Die drei Drescher, deren Klipp-Klapp noch vor fünf Minuten in den Sturm hineingehallt war, hatten erschrocken ihre Flegel beiseite geworfen und die Tenne verlassen. Da lag nun das halbausgedroschene Korn, und die fremden Reiter zogen ihre Pferde hinein. Der Bauer suchte ihnen vorzustellen, daß es nicht bloß schade um den Weizen sei, wenn man die Pferde sich auf die Tenne lagern lasse, sondern daß auch die Pferde erkranken könnten, wenn sie von dem feuchten Korn fressen würden. Er erbot sich, in fünf Minuten die Tenne räumen und Haferstroh in derselben ausbreiten zu lassen. Ohne ihm eine Antwort zu geben, befahl der Hauptmann den Seinen, abzusatteln und es sich und den Pferden bequem zu machen, so gut sie es könnten. Er wollte sich unterdessen des Bauern Pferdebestall einmal ansehen, vielleicht könne man einen Tausch machen, oder wenn eins der Pferde sich am frischen Weizen krank fresse, könne man für drei silberne und zwei bleierne Taler ein anderes Roß kaufen.

Das war dem Bauern ein Bescheid auf seine Bitte. Er wagte dem fremden Volke nicht noch einmal Vorstellungen zu machen, sondern schlich hinweg und ordnete in der Küche an, daß man den großen Kessel aufs Feuer setzen und einen Teil von dem Ochsenfleisch kochen solle, das vor wenigen Tagen zum Vorrat für den Winter in Salz gelegt war. Als die Krieger mit dem Abschrirren ihrer Pferde fertig waren und die Betten des Hofes untersucht hatten, in denen sie während der nächsten Nacht ruhen wollten, und dieselben als warm und weich anerkannt hatten, kamen sie nach der Küche, um für das Abendbrot zu sorgen. Der Hauptmann war in die beste Stube geführt, und da das Feuer im Kamin hell loderte und ein mächtiger Krug dunkelbraunen Bieres auf dem Tische prangte, so milderte sich das strenge Antlitz; und als er nun gar hörte, daß man ein gutes Stück vom besten Ochsenfleisch für ihn und die Seinen zum Abendbrot bereitet sei, lobte er den Hausherrn als einen verständigen Mann und lud ihn ein, mit ihm zu speisen, da für ihn und seinen Junker der Saal zu groß sei und die Mannschaft draußen in der Küche sich die Tische decke. Der Herr Hauptmann kam auch in die Wohnstube, begrüßte die Hausfrau und die alte Witwe Wiebke Edleß und entschuldigte sich bei den Frauen, weil er Unruhe ins Haus bringe; das sei nun einmal im Kriege nicht zu ändern, und ein Hauptmann habe die Pflicht, für Volk und Pferde bestmöglichst zu sorgen. Im Kriege heiße es alleweil: Wie du mir, so ich dir; wer es ihm und seinen Leuten gut gebe, der habe nicht nötig zu fürchten, daß man ihm die Kehle mit der Schwertschneide kühle. Dann wandte er sich zu den Kindern, lobte des Buben stattliche Gestalt und feuriges Auge und sagte:

„He, mein Junge, wenn Du nicht ein Bauernbursch wärst, würd'st Du ein stattlicher Fährnich werden; wirst fünfzehn oder sechzehn Jahr alt sein; in solchem Alter hat mancher schon Taten getan, und mancher Bauernbursch, der Kraft im Arm und Mut im Herzen hatte, ist ein tüchtiger Hauptmann geworden. Na, mein Bursch, laß es Dich nicht verdrießen, daß Du nicht als Junker geboren und als Ritter beerbt bist; wie in hohen,

festen Burgen sitzen hierzulande die Herren Bauern und scheinen sich als die Edelleute der weiten Ebene anzusehen; nur Roß und Reifige fehlen. Wie, Bürschlein, hättest Du nicht Lust, als Krieger auszugehen und als Rittersmann, als Held und Feldherr heimzukehren?“

„Ich hätte wohl Lust,“ erwiderte der Tete, „aber der Vater und die Muhme erlauben es nimmer.“

„Es ist mein einziger Sohn, Herr Hauptmann; mein ältester ist vor vier Jahren in der großen Flut umgekommen. Und wenn ein altes Geschlecht, welches Jahrhunderte hindurch die Scholle baute, auf zwei Augen gestellt ist, dann, meine ich, ist der Sproß dieses Geschlechtes mit der Scholle verwachsen, fester wie die Eschenwurzel, welche auch im brausenden Sturme sich tiefer senkt und fester fügt in den Boden, in dem sie stark geworden ist.“

„Ei,“ erwiderte lachend der Krieger, „hätte ich so gedacht wie Ihr, dann würde auch das Schwert nicht an meiner Seite blinken! Was, Vaterskind oder Muttersöhnchen — das bißchen Zärtlichkeit streift man ab, wenn's drinnen in der Brust nur glüht, und wenn der Mann es weiß, daß er dann erst des Mannesnamens wert ist, wenn in der Faust ein Schwert funkt!“

„Ihr seid aus ritterlichem Geschlecht, Herr Hauptmann; dem Stande muß man dienen, in welchen uns der treue Gott hineingestellt hat, den Rittersmann ehrt das Schwert, den Bauersmann die Pflugschar.“

„Der Krieg macht alles gleich. Wenn's in Deutschland drüber und drunter geht, dann muß mancher Ritter ins Gras beißen, und mancher Bauer wird ein Junker. Woher sollt' ich meine Mannen nehmen, wenn der Bauernstand nicht sein Aug' auf die Ritterburgen geworfen hätte? Ja, ja, Helden und Feldherren wollen sie werden — die heute tapfer hinterm Bierkrug reden.“

„Der Braten ist für den Herrn Hauptmann drüben aufgetragen,“ meldete die Magd.

„So mußt Du mit mir speisen, kleiner Edelknappe; wirst mir von Deinen Heldentaten erzählen, und ich erzähle Dir von den meinigen.“

Er legte seine Hand dem Buben um den Nacken und zog ihn mit sich ins andere Gemach. Der Vater hätte ihn gern bei der Mutter und bei der Schwester gelassen, aber er wagte dem Gaste keinen Widerspruch entgegenzusetzen, fürchtete auch, durch Widerspruch mehr zu verderben als gut zu machen.

Nun saßen bald am großen eichenen Klappische im sogenannten Pösel, der besten Stube, deren Wände mit bunten, glasierten holländischen Fliesen schön geziert waren, zwei Männer und zwei Jünglinge hinter der dampfenden Bratenschüssel. Der Hauptmann und sein Junker hatten in den hohen Lehnsesseln Platz genommen, deren Lehnen mit Schnitzwerk reich verziert waren; Peter Steffens saß jenem, der Tete diesem gegenüber. Das Auge des Buben war unverwandt auf das jugendfrische Antlitz des Junkers gerichtet, dem ein zierlich gepflegtes Bärtchen über der Oberlippe ein kriegerisches Aussehen gab, und der mit spöttischem Lächeln auf das Bauernbüblein herabsah.

Der Hauptmann und sein Junker sprachen dem braunen Biere wacker zu, und der gute Trank löste den beiden die Zungen, deren scharfe Spitze weder von Natur noch von der Kunst an den Gaumen festgeschloffen war.

„Ja, ja, das war ein lustiger Waffentanz, als wir das kaiserlich deutsche Schwert gegen den französischen Krummstab funkeln ließen und dem Cardinal La Valette die Fahne abnahmen und seine großmäuligen Helben in die Flucht schlugen. Hätte der Kaiser immer solche Gegner gehabt wie die lustigen Franzosen, die groß im Sprechen und groß im Zechen, aber klein im Stechen sind, dann wär's ein lustiges Kriegen gewesen.“

„So gehört Ihr zu den Kaiserlichen?“ fragte der Bauer.

„Kennt Ihr auch den Gallas,“ fragte der Tete, „den Gallas, der den großen Feldherrn Wallenstein hat ermorden lassen, und welcher der Muhme die Kühe hat aus dem Stalle ziehen und schlachten lassen?“

Der Vater blickte sein Kind mit mahnendem, strafendem Auge an; der Hauptmann aber lächelte und sagte:

„Des Kaisers Krieger bin ich gewesen, und den Gallas habe ich wohl gekannt; als aber der Bernhard von Weimar sein scharfes Schwert blitzen und seine Fahne flattern ließ, da hab' ich alsobald mich drauf besonnen, daß ich eigentlich von Haus aus zu den Lutherischen gehörte, und als wir unter dem Herzog von Savelli dem Herzog von Weimar bei Rheinfelden eine kleine Schlappe beigebracht hatten, da wußte ich, daß er uns für die Schlappe dreimal ohrfeigen werde, und ich sagte zu meinen Leuten: „Hört, Leute, wir haben dem Kaiser nun vier Jahre gebient und kommen dabei vom Pferd auf den Esel, und statt der hundert, die sich unter meinem Fähnlein geschart haben, sind wir auf fünfzig zusammengeschmolzen. Ein Jagdhund mit feiner Nase folgt dem tüchtigen Jäger und jagt den größten Hasen!“ Meine Leute merkten wohl, worauf die Rede hinaus wollte, und als wir nach dem sogenannten Sieg bei Rheinfelden auf der Bärenhaut lagen, statt die Vorteile weiter auszunutzen, da kam der Bernhard von Weimar wie ein Löwe über das Kamel dahergefahren, schlug uns in einer großen Feldschlacht, nahm die vier kaiserlichen Generale Savelli und Johann von Wert, Ensfedor und Sperreuter gefangen, nahm uns eine Menge Fahnen ab, eroberte Rheinfelden, Röteln und Freiburg und warf sich mit seiner ganzen Macht auf die starke Festung Breisach, die er heute noch belagert. Nach solchen Heldentaten erinnerten mich meine Leute an mein früher gesprochenes Wort, und da unsere Reihen sich von Tag zu Tag lichteten und das Heer des Herzogs Bernhard von Tag zu Tag sich mehrte, so machte ich's nicht anders wie die andern, nahm bei Nacht und Nebel von den Kaiserlichen meinen stummen Abschied und zog mit meinen fünfzig Mannen eine Weile durch die deutschen Lande, um für meinen künftigen Herrn hie und da Werbung zu halten.“

„Seid Ihr nun vom großen Feldherrn Bernhard von Weimar ausgeschickt, um frische Truppen für ihn anzuwerben?“ fragte der Tete.

„Ei, mein Bürschen, ich hab' mich selber ausgeschickt, bin just auf dem Wege, den Kaiserdienst mit dem Herzogsdienst zu vertauschen, und habe, um meine Pferde herauszufüttern und meine Mannschaften zu vermehren, einen kleinen Umweg durchs Westfälinger Land nach Bremen und in die Ebniederung gemacht, bin hierher gekommen, und nun allmählich dem Herzog Bernhard meine Dienste anzubieten.“

„Aber dürfen die Soldaten so auf eigene Hand reiten, wohin sie wollen? Und woher habt Ihr die Pferde für Eure Leute bekommen und das Futter?“

„Ei, Junker Weisheit, Pferde mußte ich allerdings haben, wenn ich ein Reiterhauptmann sein wollte, denn

Ein Schreiber ohne Feder,  
Ein Schuster ohne Leder,  
Ein Reiter ohne Pferd  
Sind keinen Heller wert.

Aber was der Gallas in diesen Landen vielleicht übrig gelassen hat, das ist gut für mich und meine Leute; was den Räfarn entkommt, das fressen die Raupen, und

Reiten und Rauben ist keine Schande,  
Es tun's die Edelsten im Lande.

Siehst Du, das ist Soldatenrecht und Kriegsfreiheit, daß man's nimmt, wo es gegeben wird und wo es nicht gegeben wird. Die Gegend, durch welche wir gezogen sind, wurde besser, je weiter wir gen Norden kamen, und Pferde und Mannschaften haben es gespürt, daß sie seit fünf Monaten außerhalb des Kriegsgebietes haufen. Mit Geld haben wir unsere edlen Roffe nicht arg beschwert, haben nicht mehr gebrandschakt, als wir gebrauchten, — Soldatenblut, das eble Gut, wenig gewinnt und viel vertut. Aber Euer Braten ist gut, Herr Bauersmann — ha, ha — ha, da kommen noch frische Eier, Ihr wißt, daß ein Soldatenmagen ein tiefer Keller ist — ha, ha! Greift zu, Ihr jungen Burschen, — ein Soldatenmagen ein bodenloses Faß — ha — ha, Euer Bier ist gut — wie heißt doch der schöne Spruch?

Guter Trunk auf Salat  
Schadet dem Doktor einen Dukat',  
Ein Trunk auf ein Ei  
Schadet ihm zwei.

Prosit, Ihr Herren, Euer Bier ist gut, und Euer Brot ist hausbacken, just wie Eure Moral: — die taugt für Bauern und nicht für Kriegsleute; ich hab's wohl gesehen, Herr Hauswirt, wie Ihr zu meinen Sprüchen die Nase gerümpft habt; aber geht fein säuberlich um mit dem Hauptmann von Güterode und hütet Euch, daß nicht auch Euch der alte Kriegsspruch gelte: Bauern und Weiden muß man alle drei Jahr' beschneiden.“

„Verzeiht es mir,“ sagte mit zitternder Stimme Peter Steffens, „wenn ich mich in Eure Ansichten nicht immer sofort habe hineinfinden können, wir sind eben Bauersleute und leben fernab vom Weltgetriebe.“

„Ich kenn' Euch und Euregleichen! Wir hatten broben im Schwabenlande unter dem Fähnlein meines Freundes solch einen flachshaarigen Burschen aus diesen Landen; der machte zu unserer Rede just solch Gesicht wie Ihr und hatte auch eben solchen verfluchten friesischen oder holländischen oder dänischen Namen wie Ihr und schwärmte über die See wie ein Dichter über den Frühling. Ha, ha, ha, Herr Hauswirt, was macht Ihr wieder für ein Gesicht, als wäre meine Rede Euch ein Löffel voll Senf zum Nachtisch!“

„Wie hieß der Knabe, und wie sah er aus?“ fragte hastig der Hausherr.

„Nun, ich denk', er hieß so ähnlich wie Ihr und sah auch ähnlich so aus wie Ihr, nur der blonde Bart wollte ihm nicht auf die Brust, sondern hing an eben unter der Nase zu schimmern.“

„Wie hieß der Knabe? Hieß er etwa Bahne Steffens?“

„Ich weiß nicht, wie er hieß, ich weiß nur, daß er solch einen verfluchten Namen hatte, und daß er vom Soldatenspielen so viel verstand wie der Bauer vom Aderlassen.“

„Wo war der Knabe?“

„Nun, ich weiß nicht mehr, ob ich ihn beim Hauptmann von Vinzelberg oder beim Leutnant von Hafferoode oder bei sonst jemand angetroffen habe, nur so viel weiß ich, daß sein

Herr ihn aus Holland oder da herum ehrlich aus seines Vaters Haus mitgenommen hatte."

Peter Steffens fragte weiter über den blonden Knaben; aber ob der Hauptmann nichts sagen wollte oder nichts sagen konnte, blieb ihm zweifelhaft. Als sie vom Tische aufstanden, lagerte auf dem Angesichte des Kriegers die Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit, aus dem Angesichte des Bauern aber leuchtete es, als wäre es ein Strahl der Hoffnung, ein Schimmer von einer sonnigen Zukunft her.

Noch lange redete er mit seinem Weibe über die Nachricht des Hauptmannes; sie wollte ihm zwar beweisen, daß dieselbe durchaus keinen Anhaltspunkt für irgendwelche Hoffnung biete, aber wenn sie ihm alle Fäden glaubte abgeschnitten zu haben, dann zog er sich selbst zurück und behauptete, drinnen in seiner Brust habe ihm heute Abend eine Stimme immer wieder zugerufen, daß sein Sohn nicht tot sei, sondern wieder heimkehren werde, wie er von den Wogen hinweggerissen sei: mit reinem Herzen und frommen, hellen Augen.

"Die Stimme ist Deine eigene und nicht Gottes Stimme gewesen. Du hast den Strohalm ergriffen, den Dir der Hauptmann in die Flut geworfen hat, und glaubst nun, ein blumiges, grünes Ufer erreichen zu können."

Er schüttelte den Kopf zu ihrer Rede und ließ keinen Schlaf in seine Augen kommen. Er hoffte, daß die fremden Gäste am nächsten Morgen früh abziehen würden, und beillte sich, dem Hauptmann noch dieses oder jenes Wort über den blonden Knaben zu entlocken; aber der Mann war heute schweigsamer als gestern, und von den Kriegern wußte niemand etwas von dem Jüngling. Diese machten auch durchaus keine Miene, früh abzugehen, sondern sorgten für ihre Kasse und sorgten für den Mittag, und der Hauptmann ließ es sich hinter dem oft gefüllten und oft geleerten Bierkrug gar wohl sein. Am Nachmittag kam von Westen her das Häuflein jener Reitersleute, die sich gestern von ihren Genossen getrennt hatten; den Frauen wurde angst und bange um ihren Fleischvorrat, der Bauer hoffte, in Güte einen baldigen Abzug von dem Hauptmann zu erwirken. Aber ehe er die Bitte ausgesprochen hatte, wurden die Kasse auf die Hochwerft gezogen, der Hauptmann kam in die Wohnstube, bedankte sich für das gute Quartier und sagte, daß er jetzt geradezu zum Herzog Bernhard von Weimar reite, wenn ihn nicht unterwegs andere Kriegsbeute und größerer Kriegsrühm ablocken würden.

Der Wind hatte sich gelegt, in Purpurglut sank die Sonne ins Meer; ihre letzten Strahlen leuchteten wider von den Panzern der abziehenden Krieger. Die Bewohner des Hofes im Tetenbiller Kirchenloog atmeten auf; nur der Tete saß sinnend in der Ofenecke, aß nicht und trank nicht und ließ das Haupt hängen wie einer, dem ein schwerer Stein auf dem Herzen liegt. Ist ihm der Glanz der Reiterpanzer in die Augen gestrahlt, daß nun der bittere Schmerz nachgeblieben ist, weil er nicht hat mitziehen können in den Krieg? Oder hat er sich ein anderes Bild von dem Kriegsvolk gemalt, und haben ihn die rohen Reden und das freche Gebaren aus süßen Träumen herausgerissen, daß er nun voller Enttäuschung den Kriegern nachblickt? Die Nachbarn kamen übers Feld und eilten auf den Hof der Wiebke Edleß, um zu erforschen, woher und wohin die fremden Krieger nun ihren Weg genommen hätten, in welcher Absicht sie gekommen seien, und in wessen Dienst sie gestanden hätten; ein mutiger Mann meinte, man müsse sich solcher Eindringlinge erwehren und die Knechte bewaffnen, wie man es vor zehn Jahren getan habe; freilich habe diese Maßregel damals nicht geholfen, denn der Gallas sei der Stärkere gewesen und habe um so grau-

samer gewütet, je mutiger man ihm entgegengetreten sei, aber solch einen versprengten Haufen könne es vielleicht verscheuchen, wenn man ihm die Zähne zeige; und wenn das nicht helfe, dann müsse man die großen Schleusen aufziehen und die See zu Hilfe nehmen, dem Wasser sei schon mancher Feind gewichen, der den Waffen getrogt habe.

So redeten die Männer hin und her und ließen sich erzählen, was der Hauptmann für Reden geführt, und was er über den blonden Knaben gesagt habe, schüttelten den Kopf dazu und sagten:

"Schlagt Euch die Gedanken aus dem Kopfe, Peter Steffens, als ob der Jüngling Euer Kind sein könnte; es gibt mehr blonde Knaben als einen und mehr Kinder, die wider ihren Willen in die wilden Wogen des Krieges hineingeworfen sind; und wie sollte der Gure, wenn derselbe dazumal ans Land geworfen wäre, zu den Kaiserlichen gekommen sein? Wenn er weit gekommen wäre, wäre er in die Hattstedter Gegend verschlagen, und ein mitleidiger Retter hätte ihn wieder heimgeführt. Er ruht dort, wo all die andern ruhen, die nach jener dunklen Nacht auch kein Mensch wieder gesehen hat. Schlagt Euch die törichten Gedanken aus dem Sinn."

Peter Steffens nickte mit traurigem Auge zu der Männer Rede; hinterm Ofen aber saß der Tete und träumte, schaute traurig drein und sagte kein Wort.

#### 7. Im Kriegsgarten wachsen Unglücksblumen.

Ein schöner Herbstmorgen war's; die Sonnenstrahlen glitzerten übers Feld und malten Regenbogenfarben in die Lautröpflein. Der Bauer besah die fetten Ochsen, die in der nächsten Zeit auf den Jhehoer Herbstmarkt getrieben werden sollten, um von dort in ein Hamburger Schlachthaus zu wandern. Peter Steffens war in der Morgenfrühe ausgegangen und hatte das weite Gefilde durchstreift; sichtlich befriedigt kehrte er wieder heim; was die Kriegsknechte ihm verzehrt hatten, das konnte ein einziges dieser feisten Tiere wieder wett machen, und zwölf schwere, breitgestirnte Ochsen weideten noch auf der grünen Flur und werden eine Zierde des Herbstmarktes bilden. Langsamem Schrittes geht der Bauer die Werft hinauf.

"Wo ist der Tete?" ruft er ins Haus hinein.

"Der Tete?" fragt die Mutter. "Ei, wir haben mit dem Aufräumen und Reinigen all der Gemächer zu tun gehabt, darin das fremde Volk gehaust hat; der Tete? Ei, ich habe ihn noch gar nicht gesehen; der Bube wird doch nicht schlafen, bis ihm die Sonne auf die Nase scheint?"

Der Bauer eilt in die Kammer, in welcher das Bett des Tete stand. Er kommt eilig zurück; sein Antlitz ist bleich wie die getünchte Wand.

"Frau, wo ist der Tete? Das Bett ist aufgemacht — oder es ist in der letzten Nacht unberührt geblieben."

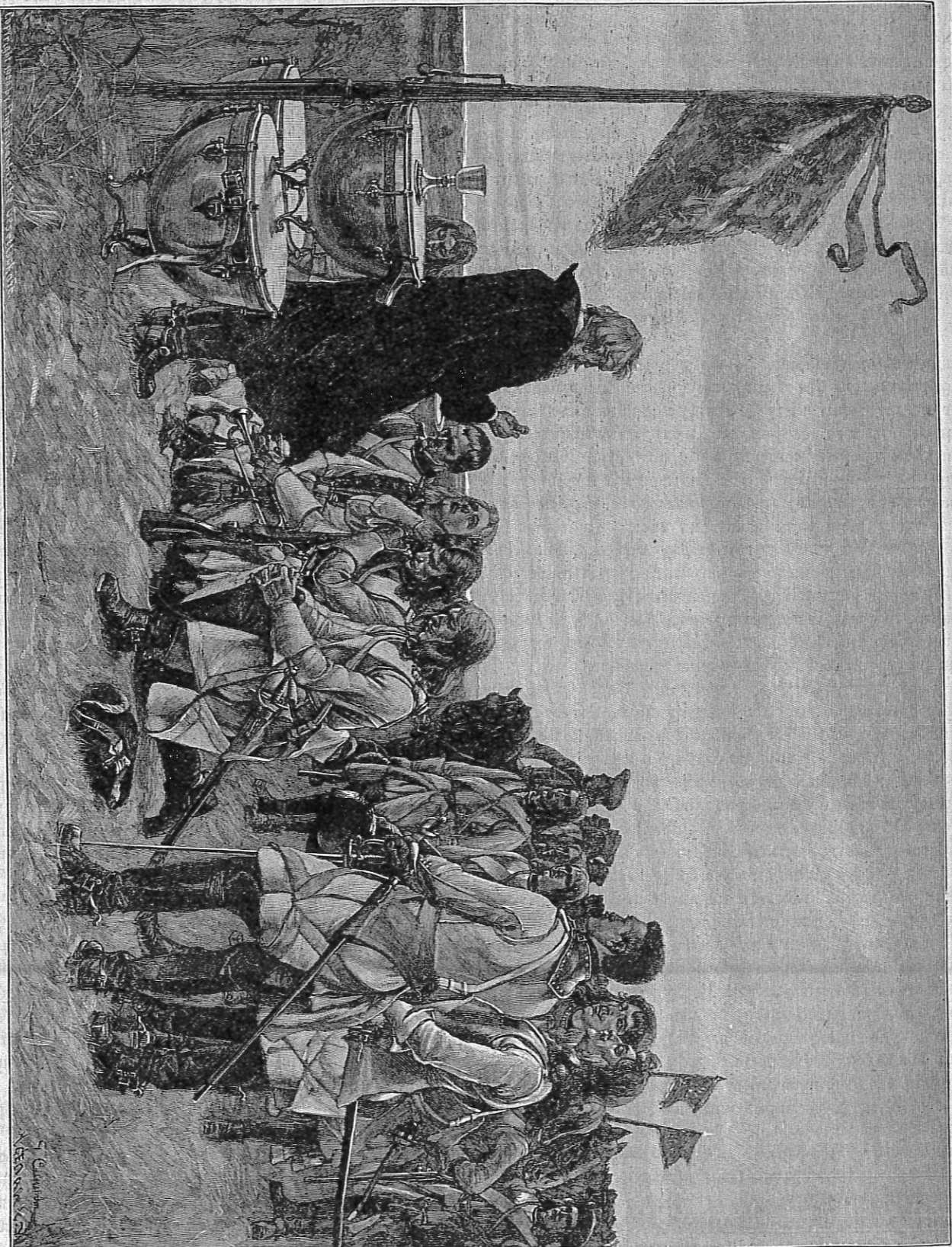
Mit einem lauten Aufschrei eilt die Mutter in die Kammer: "Wo ist mein Kind? Wer hat den Tete gesehen?" Die Diensthoten laufen zusammen. Mit erschrockenen Angesichtern sehen sie einander an.

"Ich habe heute nacht den Nero anschlagen hören," sagte der Großknecht, "und meinte die Stimme des Tete zu vernehmen, die ihn beruhigte; als alles still blieb, habe ich mich nicht weiter darum bekümmert."

Peter Steffens senkte tief das Haupt und legte die Hand über die Augen. Die starke Manneskraft war ihm gebrochen, sein Vaterherz blutete aus einer tiefen Wunde.

"Ich weiß, wo ich mein Kind zu suchen habe," sagte er, und die Tränen strömten ihm über die Wangen; "der Sinn

**E**s ist ein Meierregiment aus dem Unabhängigkeitskriege, das uns der Stinfliet hier vorführt. Die Schlacht steht bevor, da feiern sie noch vorher das heilige Abendmahl. Lange Wochen mühen sie umhergestreift sein, der Noach'schen Arche, der meissen, den in dieser Zeit der Welt jeder beschonnen mußte, scheint das anzuwenden. Schren Treibst (Gut) haben sie abgenommen, zu vier und vier treten die Mannschaften vor, andere hatten die Pferde, noch andere späten zu Pferde eifrig noch dem Feinde hinüber; die Offiziere stehen gut Seite. Selbsttörmeln, vom Getöse abgelenkt, haben den Mäher, vor dem die schon fast mitgenommenen Regimentsfähnen aufgeschlängelt ist, und der Stab im blutigen Sturz noch ist selbst besponnen. Meiermann. Auf jedem Gefährte steht man die erste Feiertagszeit der Stunde ausgeprägt.



Abendmahl vor der Schlacht.

des Tete war von jeher aufs Abenteuerliche gerichtet, und als er zum erstenmal in seinem Leben vorgestern die Krieger gesehen hat, da hat er geglaubt, Engelsgestalten zu sehen, und der Satan hat sein junges Herz mit heißer Ruhmbegierde und wilber Kriegslust erfüllt. O, ich hab's wohl gesehen, wie ihm das Auge strahlte, als der Hauptmann ihm den Arm um den Nacken legte; aber daß mein letzter Sohn — mein einziger — mir solches Weh bereiten werde, das habe ich nicht gedacht. Mein Sohn — mein Tete — den ich mit diesem meinem Vaterarm, mit meiner letzten Kraft aus der wilben Flut gerettet habe, — mein Sohn — hast Du die starke Liebe nicht gefühlt, die Du jetzt mit Füßen getreten hast? Warum hast Du Dich losgerissen von der treuen Elternliebe, um hineinzuspringen in des Krieges wilde Wogen, in denen Du untergehen wirst? O Tete, — Tete — was Du in knabenhafter Torheit getan hast, das wirst Du bitter bereuen."

Frau Steffens hatte den Kopf an die Schulter ihres Mannes gelehnt; sie weinte bitterlich. Dann richtete sie das Haupt auf und fragte mit zitternder Stimme: "Vater, ich kann's nicht glauben, daß das Kind mit den wilben Kriegsgesellen sollte hinausgezogen sein, aber wenn es dennoch der Fall wäre, gibt es denn keine Möglichkeit, das Kind den Händen der Räuber wieder zu entreißen? Der Tete hat trotz seines wilben Sinnes ein weiches Herz, und wenn er Dein weinendes Vaterauge sieht, dann wird er es nimmermehr übers Herz bringen, Dich allein wieder heimziehen zu lassen."

Der Bauer stand eine Weile in Gedanken versunken; dann befahl er dem Großknecht, die beiden Braunen zu satteln. Eine Stunde später ritten Herr und Knecht in scharfem Trabe den Bootführerdeich gen Tönningen entlang. In Tönningen an der Eider erfuhren sie, daß die Krieger während der letzten Nacht auf zwei Höfen vor der Stadt Quartier genommen hatten und heute in der Morgendämmerung durch die Stadt geritten seien; am Eiderdeich hatte sich die Schar geteilt; die eine Hälfte hatte sich über den Strom setzen lassen, der Hauptmann mit seinem Fähnrich und den übrigen Kriegern hatten den Landweg an der Eider entlang eingeschlagen. Die Bürgerleute meinten, daß alle Krieger Uniform getragen hätten, nur der Schaffhirt vom Deiche glaubte, bei der Morgendämmerung in der Schar des Hauptmanns einen jungen Menschen gesehen zu haben, der keine Uniform, wenigstens keinen Reiterhelm getragen habe. Es lag nahe, anzunehmen, daß der Hauptmann selbst den Knaben unter seiner Aufsicht und seinem Schutze behalten habe, und da die Schar nur einen Vorsprung von fünf Stunden hatte, so beschloß der Bauer nachzureiten, um zu versuchen, das Herz des Kriegers zu erweichen und das Herz seines Sohnes wieder zu gewinnen. Wieder ging's in scharfem Trabe vorwärts. In jedem Dorfe der Landschaft Stapelholm fragte man nach den Kriegern. Eine Reitereschar war dort in der letzten Zeit eine seltene Erscheinung gewesen; jedermann hatte die Krieger mit der flatternden Fahne und den starken, wohlgenährten Pferden gesehen. In Seeth hatten sie am Mittag Rast gemacht und zwei Stunden gefuttert. Einen Knaben hatte dort niemand bemerkt. Der Hauptmann hatte gesagt, daß er mit den Seinen bis gen Fockbeck reiten und sich von der Festung Rendsburg, die ihm sicherlich nicht ihre Tore öffnen würde, südwärts schlagen werde. Auch Peter Steffens und sein Knecht hielten in jenem Dorfe eine kurze Rast, dann ging's in scharfem Trabe weiter. Sie hofften, noch heute die Schar, welche offenbar keine große Eile hatte, einzuholen. Aber der Abend kam eilig, Weg und Steg waren ihnen völlig unbekannt; darum mußten sie in einem einsamen Dorfe, das allenthalben noch die Spuren

des Krieges zeigte, Nachtquartier nehmen. Auch dort hatte man mit Angst und Schrecken die Krieger einziehen sehen, auch dort hatte man sich gefreut, die wilben Gesellen schon nach einer halben Stunde wieder losgeworden zu sein, auch dort hatte man von einem Knaben nichts gesehen, wenn man auch wußte, daß unter den Kriegern junge Burschen gewesen seien, denen kaum der erste Flaum am Kinn sproßte. Dem Bauern war der Mut entfallen, und schon um Mitternacht schaute er nach den Sternen aus, um zu erspähen, ob man den Weg werde finden können. Die Sterne funkelten noch am Nachthimmel, als die beiden Reiter auf ihren waderen Rossen die Rendsburger Landstraße entlang ritten. Bald hatten sie die Spur der Reitereschar wieder gefunden, und im Kirchborsche Bovenau stand der Bauer dem Hauptmann von Gükerode Auge in Auge gegenüber.

"Gebt mir mein Kind wieder, Herr Hauptmann," sprach er, "Ihr habt meinen Knaben überredet, mitzuziehen in den Krieg; gebt mir mein Kind wieder; denn mein Sohn gehört der Scholle und nicht dem Schlachtschwert. Seid nicht unbarmherzig, Herr; ich hoffe, als ich Euch von dem blonden Knaben reden hörte, daß Ihr mir auch meinen ältesten wiedergeben würdet, o gebt mir jetzt wenigstens den jüngsten!"

"Bauersmann, ich weiß nicht, was Ihr rebet," sagte unwirsch der Hauptmann, "habe ich Euch nicht schon sam behandelt, da ich bei Euch in Quartier lag? Und nun behandelt Ihr mich, als ob ich ein Räuber wäre, der kleine Kinder stehle?"

"Herr Hauptmann, wenn Ihr selbst meinen Knaben nicht in Eurer Nähe habt, so sagt mir, wo die zweite Schar Eurer Krieger ist. Ich will Euch keinen Vorwurf machen, ich weiß selbst, daß mein Tete ein wilber Knabe ist, und daß er seinen Kopf darauf gesetzt hatte, ein Soldat zu werden. Erbarmet Euch eines zerrissenen Vaterherzens!"

"Mit Geld, Latein und einem guten Gaul kommt man durch ganz Europa. Wenn Ihr Eure Braunen brav ausholen laßt, könnt Ihr vielleicht heute noch in Kiel mein zweites Fähnlein treffen. Grüßt mir den alten grauen Helben Merlin und sagt ihm, daß es auf einen Burschen mehr oder weniger nicht ankomme, und wenn Ihr Euer Resthäkchen findet, dann wickelt es warm ein und bringt's der Mutter, daß sie ihm das Bett hinterm Ofen aufmache und ihm die Nachtmütze über die Ohren ziehe."

"Also in Kiel treffe ich das zweite Fähnlein?"

"Vielleicht, — wenn Ihr rasch reitet, und Eure Rosse nicht unterwegs liegen bleiben. Freilich, wenn Ihr Pech habt, kann ich Euch nicht helfen, und wer Unglück hat, bricht den Finger im Reissbrei ab."

Der Bauer sah, daß er bei dem Hauptmann nichts erreichen werde; er schaute ihm noch einmal fragend ins Angesicht, forschend, ob der Mann wohl die Wahrheit sage; dann gab er seinem Knechte einen Wink, und die beiden schlugen die Richtung nach Osten ein, während die Kriegerschar noch eine Weile rastete, um dann gen Süden zu ziehen. Gesenkten Hauptes ritt Peter Steffens den Pfad entlang. Die goldigen Strahlen der Herbstsonne sah er nicht, den rot und gelb gefärbten Walß sah er auch nicht, er sah nur in weiter Ferne sein Kind, seinen einzigen, herzlieben Sohn; er sah ihn, wie der barmherzige Samariter jenen Mann in der Wüste liegen sah, den die Räuber zer schlagen hatten und den sie halbtot hatten am Wege liegen lassen. So sah der Vater ihn liegen, den Sohn seines Herzens den einzigen Sohn, den Buben mit den hellen Augen und den feurigen Herzen, den er lieb hatte trotz seiner Unarten. Aber er konnte nicht seine Hand ausstrecken wie der barmherzige Samariter, er konnte ihn nicht auf sein Tier heben, er konnte

ihn nicht in Haus und Herberge führen, denn was die Furcht des Herzens sah, das konnte das Menschenauge nicht sehen. Das Auge forschte rechts und links am Wege, aber es sah den Teufel nimmer; die Lippen forschten und fragten in den Dörfern, aber Kriegsvolk hatte im letzten Jahre kein Mensch gesehen und einen fremden Buben auch nicht. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr zweifelten die beiden Männer an den Worten des Hauptmannes. Sie sagten sich, daß eine so kleine Reiter-schar die Städte meiden werde, weil ihnen hier viel leichter als auf den Dörfern Gewalt entgegengesetzt und Gewalt angetan werden könne.

In Kiel fand man ebensowenig wie auf den Dörfern das gesuchte Kriegsvolk. Drei Tage hindurch forschte der unglückliche Vater in der Umgegend bis nach Flintbeck und Brügge hin, ja, bis in die Propstei und den dänischen Wohlth hinein nach seinem Kinde; aber alles Suchen war vergebens. So kehrte er heim, wie er ausgezogen war, — nur daß derweil die Rostfeige magerer geworden waren, das Haupt des Bauern sich tiefer auf die Brust gesenkt hatte und sein Angesicht trauriger und trüber geworden war als zuvor.

Um der wirtschaftlichen Angelegenheiten willen mußten die beiden Männer die letzte Wegstrecke eilig zurücklegen, denn der Jkehoer Herbstmarkt stand vor der Thür, und die zwölf fetten Ochsen, welche der Bauer selber an den Markt bringen wollte, waren bei seiner Heimkehr schon bei dem Hofe hinter dem Garten zusammengetrieben.

Der Spätherbst zeigte ein freundliches Gesicht, als Herr und Knecht am nächsten Morgen die seiften Tiere über die Eider setzen ließen. Der Bauer selber schwang die Peitsche hinter den schwerfälligen Mastochsen; der Knecht wanderte vorweg. Beide Männer waren mit Speer und Dolch bewaffnet, denn um die Zeit der Märkte lauerten Wegelagerer hinter Busch und Zaun, und in den letzten Jahren hatte mancher, der seine Ochsen teuer verkauft hatte, keinen Heller heimgebracht. Manchem war auch in der Morgenfrühe ein feister Ochse mit einem Arthieb niedergeschlagen, und das Tier hatte am Wege liegen bleiben müssen, um am lichten Tage in die Suppentöpfe des nächsten Dorfes zu wandern.

Das Herz des Peter Steffens seufzte in tiefem Schmerze, und in den Dörfern, durch welche man zog, erkundigte er sich nach der Kriegerschar, die seiner Meinung nach ihren Weg gen Süden genommen habe, da der Hauptmann ihn unzweifelhaft belogen hatte. Drüben hinter der Heide im alten Dorfe Hemmingstedt wußte man auch schon zu erzählen von einem Reiterhäuflein, das vor acht oder zehn Tagen durch den Ort gezogen sei. Den Windmüller, der ihnen seine Thür hatte verschließen

wollten, hatten die Krieger um zweihundert Taler gebrandschlagt, hatten ihm sein bestes Pferd aus dem Stalle geführt und mitgenommen und waren eilig gen Süden gezogen. Ob die Schar aber einen Knaben mit sich geführt habe, konnte man nicht sagen, weil viele der Krieger unbärtige, blutjunge Burschen gewesen seien, die offenbar zum großen Teil den Eltern entlaufen wären, um draußen in der weiten Welt ein freies Leben führen zu können.

Weiter trieb der Bauersmann seine Ochsen gen Süden den Marschweg entlang. Weil es ein gar sonniger Herbst gewesen war, waren die Wege noch fest und wenig zertritten; man konnte deshalb rascher treiben als gewöhnlich, und verhältnismäßig früh erreichte man das Ziel. Im „Roten Ochsen“ am Pferde-markt nahm man Quartier. Dort saßen an den langen Tischen schon die Händler aus Glückstadt und Hamburg und redeten und feilschten mit den Bauern aus der Krempen Marsch, aus Ditmarschen und Eiderstedt. Als Peter Steffens in die Gaststube trat, erhob sich hinter dem Tische der alte Paul Kilian von Neuenbrook, der in der ganzen Gegend in gutem Ansehen stand, drängte sich an seinen Nachbarn vorüber, reichte dem eintretenden Bauern die Hand und sagte: „Kennst Du mich, Peter Steffens?“

„Wie sollte ich Dich nicht kennen,“ erwiderte dieser; „haben wir nicht im letzten Herbstmarkt unsern Stand nebeneinander gehabt, als Du die rotbunten Ochsen am Markte hattest?“

„Komm mit mir,“ fuhr jener fort, „wir wollen droben im Hause ins Dachkammerlein gehen, das noch unbewohnt ist; denn was ich Dir zu sagen habe, das wird am besten unter vier Augen gesagt.“

Peter Steffens erbehte. Dann folgte er schweigend dem Alten ins Dachkammerlein.

„Bringst Du mir Kunde von meinem Sohne?“

„Ja, aber leider wird es keine gute Kunde sein.“

„Auch böse Kunde ist besser als böllige Unkunde, und gewappnet und gerüstet habe ich mich im Gebet, auch schwereß Weh mit stiller Ergebung zu tragen.“

„Dann kann ich ohne Umschweife zur Sache kommen,“ erwiderte Paul Kilian. „Am Freitag vor acht Tagen um die Dämmerstunde, als meine Leute vom Felde heimgekehrt waren, kamen ungebetene Gäste auf meinen Hof. Es waren etwa fünfzig Krieger, die bisher in kaiserlichen Diensten gestanden hatten und sich nun unter die Fahne des Herzogs Bernhard von Weimar begeben wollten. Die meisten waren junge Buben, die noch kein Pulver gerochen hatten und die von etlichen graubärtigen Kriegern geführt wurden wie die Schafherde von den Leithammeln.“

(Fortsetzung folgt.)



### Unser Vaterland.

Wir grüßen dich voll Hoffnung künft'ger Tage,  
O teures Vaterland, wir sind ja dir geweiht!  
Welch Los für dich auch noch die Zukunft trage:  
Wir steh'n für dich mit Herz und Arm bereit.



Wir grüßen dich, du schönstes Land von allen,  
Wir lieben dich, du unser teures Vaterland!  
Wir beten, es mög' ferner Gott gefallen,  
Zu halten über dir die Segenshand!



# Eigen Haus.



Erzählung für alt und jung von M. B o l l m a r.

Schluß.

Leider war Herrn Fınds Laden geschlossen; erst am anderen Morgen konnte Anna zu ihm gehen. Sie wollte das Geld nur still hinlegen — aber das gelang ihr nicht. Herr Fınd fragte sie nach ihren Wünschen, und da — da sagte sie ihm alles, aber von Sophie kein Wort, und dann bat sie ihn, die eingewickelte Marke doch als zwanzig Rappen anzunehmen und ihr nicht böse zu sein.

Der wadere Mann legte das Geld unbesehen fort und antwortete: „Wir wollen nun alles gut sein lassen und nicht mehr davon sprechen, Du aber mußt nie so etwas wieder tun, — schon um Deiner braven Eltern willen.“

Arme kleine Anna, es kommt doch ganz anders, als du denkst. Am selben Tage nachmittags kommt Herr Fınd mit sehr ernstem Gesicht zu Frau Gahmel. Nach längerem Gespräch wird Anna ins Zimmer gerufen, — o, wie ihr Herz klopfte! Wieder dieser unglückliche Briefbogen! Die Mutter berührt aber den nur ganz kurz, dann aber fragt sie Anna ernst, woher sie das Zwanzigfrankenstück genommen, das sie dem Buchbinder gegeben habe.

Also zwanzig Franken waren das? Anna hat noch nie solch ein Goldstück in der Hand gehabt. Natürlich sagt sie nun ehrlich, daß die alte Frau, Ulrike hieß sie, es ihr gegeben hat.

„Sie muß sich versehen haben,“ sagt Frau Gahmel, „denn wie kann eine Magd Goldstücke verschenken! Ich werde es ihr zurückbringen.“

Am nächsten Tage setzt sich die Mutter ganz beherzt auf die Eisenbahn, fährt einen Teil des Weges und geht den anderen nach Gagehorn. Sie hat schon öfter vom „weißen Hause“ gehört. Ein reiches, altes Mädchen soll dort wohnen, das sich stets einschließt, mit niemand als nur mit ihren Leuten spricht und niemand ins Haus läßt. Als Frau Gahmel näher kommt, ist sie überrascht, wie groß das Haus ist.

„Ach, solch ein Haus für eine einzige Person? Wenn wir mit unseren acht Kindern nur ein Viertel von diesem Hause hätten, wie wollten wir uns freuen!“

Sie klopft an die Pforte, — nach einiger Zeit öffnet ihr Ulrike und sieht die Eintretende nicht eben freundlich an. Die Alte denkt: „Also alle Menschen sind schlecht; kommt die nun auch, um sich den Dank für die mir bewiesene Güte zu holen.“

Ulrike nötigt Frau Gahmel kaum zum Sitzen; als diese aber fragt, ob sie auch Zeit hat und ihre Herrschaft nicht zürnt, wenn ein Fremder bei ihr ist, da wird sie zutunlicher. Als jedoch nun Frau Gahmel ihr das Goldstück reicht und sagt, daß sie es zurückbringe, weil sie sich gewiß vergiffen habe, da fliegt ein Freundschein über ihr runztiges Gesicht. Doch mit abweisendem Tone sagt sie: „Wer sagt Ihnen denn, daß ich mich vergiffen habe?“

„Mein Verstand,“ antwortet Frau Gahmel, „denn eine Magd ist doch wohl kaum in der Lage, einem Kinde auf der Straße ein Goldstück zu schenken.“

„Nun, ich hatte bei Ihnen Kaffee getrunken und geschlafen.“

„Wenn ich dafür Bezahlung von Ihnen verlangt hätte,“ sagt Frau Gahmel, „so hätte ich es Ihnen gesagt. Unsereins ist auch froh, wenn er mal um Gottes willen etwas tun kann.“

Ein aufmerksamer Beobachter würde wieder den Freundschein auf Ulrikes Angesicht gesehen haben, aber sie schwieg und sagte: „Wollen Sie sich das ‚weiße Haus‘ einmal ansehen?“

„Gerne,“ antwortete Frau Gahmel, „wenn nur Ihre Herrschaft nichts dagegen hat.“

„Ach die!“ rief Ulrike mit so unbeschreiblicher Verachtung im Tone, daß Frau Gahmel sehr unangenehm davon berührt wurde.

„Kommen Sie,“ sagte Ulrike.

Welche großen Räume, welche weiten Gänge, o diese Küche, dieser Keller! Daß alles unwohnlich und leer ist, sieht die arme Stadtfrau nicht und will sie nicht sehen, — ihr Blick sieht nur mit Neid — ja, mit Neid — diesen Ueberfluß an Raum, der hier niemand nützt, sie sieht die grünen Bäume zu allen Fenstern hereinblicken, atmet die würzige Frühlingsluft, die hereinströmt, und dann schweifen ihre Gedanken nach Hause zurück, wo in drei engen Räumen, von denen zwei nur auf kahle Mauern sehen, ihr Mann, sie und acht Kinder wohnen, schlafen, arbeiten und essen. Ach, ein Haus, ein Eigen-Haus, das ist der Inbegriff all ihrer Wünsche, ihre Sehnsucht, ihr Ziel. Sie fängt an bitterlich zu weinen.

„Was haben Sie?“ fragt Ulrike untwisch.

„Ach, es kam nur so über mich,“ schluchzt Frau Gahmel, sich tapfer die Tränen abwischend. „Sie können das nicht verstehen, aber wenn man so jahraus, jahrein mit jedem Fußbreit Raum rechnen, Kinder in zu kleinen Betten schlafen lassen muß, weil man keinen Platz hat, größere aufzustellen, — und dann hier so viel unbenutzt sieht, — dann wird es einem weh ums Herz.“

„Warum ziehen Sie denn nicht aufs Land und kaufen sich ein Haus?“ fragt Ulrike.

„Weil wir kein Geld haben und mein armer Mann kaum so viel verdienen kann, uns satt zu machen. Er ist auch so ungern in der Stadt, war früher Landwirt und möchte nichts lieber, als wieder solche Stelle haben. Aber eine Familie von zehn Personen nimmt keiner ins Haus.“ Frau Gahmel hat sich wieder beruhigt, Ulrike führt sie schweigend weiter. „Aber warum machen Sie denn keine Butter und Käse? Warum ziehen Sie nur so ein bißchen Gemüse und lassen alles Land brach liegen? Da könnte man viel verdienen.“

„Wozu?“ fragt Ulrike. „Es ist Geld genug da.“

„Wirklich?“

„Viel mehr, als je verbraucht werden kann. Ich sage Ihnen, was da in alten Strümpfen und zerbrochenen Kasten und Töpfen überall herumsteht, — es ist nicht zu glauben.“

„Ach — wie glücklich muß sie sein!“ seufzt Frau Gahmel.

„Wer?“

„Fräulein Breitenmoor.“

„Die? Glückliche?“ Ulrike zischt es förmlich hervor. „Solche alte Person, die so schlecht und unzufrieden ist, die ganze Welt nicht und keinen Menschen darin leiden mag, die den halben Tag anklagt und den halben Tag murt, solch eine wüste, alte, verschrumpte Jungfer voll Gift und Galle, — wie soll denn die glücklich sein?“

Ganz erschrocken hört Frau Gahmel diese Worte. „Aber Sie reden von Ihrer Herrschaft, von Fräulein Breitenmoor?“

„Ja, natürlich, von der rede ich.“

„Sie hat Ihnen aber doch gewiß viel Gutes getan.“

„Die hat in ihrem Leben noch nichts Gutes getan. Keinen Menschen erweist sie je eine Liebe und hat auch keine Freude an etwas. Das ist ein Frauenzimmer, sage ich Ihnen, aus deren Munde hat noch kein Mensch ein gutes Wort zu hören gekriegt.“

Ulrike hat immer eifriger gesprochen; sie sieht nicht, wie Frau Gahmel aufgestanden ist und sie zornig anblickt; deshalb erschrickt sie ordentlich, als diese plötzlich sehr energisch sagt: „Schämen Sie sich, Sie alte Person! Sie stehen mit einem Fuße im Grabe und machen hier Ihre Herrschaft, bei der Sie so viele Jahre schon sind gegen mich fremde Frau schlecht. Was Sie sagen, ist nicht wahr und wenn es wahr wäre, dürften Sie es mir noch lange nicht sagen. Kennen Sie denn das fünfte Gebot nicht? Meine kleine Ann würde es Ihnen sagen, daß man auch seine Herren nicht erzürnen noch verachten soll, sondern Gutes von ihnen reden. Mit Ihnen will ich nichts mehr zu tun haben. Aber Sie tun mir Leid, um Ihre arme reiche Herrschaft tut mir auch Leid. Wer keinen Liebe Menschen um sich hat, der ist arm, und wenn er auch im großen Hause und unter all den Blüten da wohnt. Leben Sie wohl und bessern Sie sich.“

Fort ist die Frau; jetzt fällt die Pforte hinter ihr ins Schloß da richtet sich Ulrike, die wie zerschmettert dagefallen, auf und lacht lacht, wie sie fast noch nie gelacht hat. Aber es ist kein böses, höh nisches, sondern ein herzlich-wohlwollendes, ein fröhliches Lachen.

„Das muß ich sagen, — so hat's mir noch keiner gesagt. Nu ist sie fort, — und da liegt das Goldstück. Hat es wirklich hier gelassen. Das gefällt mir doch alles sehr.“ Ulrike sinnt. „Die Leute sind gut, geben einer armen Magd Bett und Kaffee und Butterbrod Das Kind, — das ist nun ganz süß, das meint um einen Brielbogen, — ach, und so herzlich ist es. Und die Leute sind ehrlich macht die Frau um das bißchen Geld den weiten Weg! Na, d' wird schon hungrig und müde sein. Aber am besten gefällt mir doch das Letzte: einem so die Wahrheit ins Gesicht sagen, — nein, wo die zornig, und um wen? Um Fräulein Breitenmoor. Um mid Ja, das alles hat mir doch zu gut gefallen. Sie hat recht, in de großen Hause so viel Platz und keinen Menschen, der einen Lieb h

und mal mit Tränen die Augen zudrückt. Der Knecht und die Ur-  
sel sind ja ganz gut, aber sie verstehen's nicht, — sind eingewöhnt,  
aber weiter eigentlich nichts. Ja, ja, viel Plak, viel Plak. Und  
mitnehmen kann ich nichts und will ich nichts und mag ich nichts.  
Hab' all mein Lebtag nicht an all den Sachen gehangen, wohl, weil  
ich zu viel habe. Not und Plage habe ich genug davon gehabt, aber  
kein Vergnügen. Ja, wer soll mal das alles haben? Sie sagt, ich  
stünde schon mit einem Fuß im Grabe. Am Ende ist's hohe Zeit,  
daß ich an die Zukunft und auch an meine Seele denke." —

Es sind kaum acht Tage vergangen, da ist Ulrike Breitenmoor  
wieder in der Stadt. Sonst viele Jahre nicht und nun in einem  
Monat zweimal! Sie sucht die Herren vom Gericht, auch den von  
der Sparkasse auf, der ihr Buch mit 160,000 Franken hat. Alle  
sind sehr freundlich und haben die seltsame Frau, welche kein Geld  
mag, nicht vergessen. Sie sprechen lange und ernst mit ihr, dann  
schreiben sie lange Briefe mit Stempel oben und Siegel unten,  
welche Ulrike dann unterzeichnet; immer froher wird deren altes  
Gesicht, immer freundlicher und teilnehmender werden all die ge-  
lehrten Herren. Mit dem Präsidenten der Sparkasse hat die alte  
Frau noch besonders viel zu sprechen, man hört die Worte „22.  
Mai“ und „Wagen, großer Wagen“ und dergleichen Dinge, die of-  
fenbar gar nichts mit einer Sparkasse zu tun haben. Mit herzli-  
chem Händedruck verabschiedet sich Ulrike von den Herren und hört  
noch, wie einer sagt: „Sie sieht heute viel jünger aus als vor  
vierzehn Tagen.“

„Das macht die Freude,“ sagt ein anderer.

Ulrike hört's, wendet sich an der Thür um und nickt den Spre-  
chern freundlich zu: —

Ein herrlicher Maitag, — Gahmels sind alle in der größten  
Aufregung. Der Herr Präsident hat ihnen gestern geschrieben, daß  
er heute morgen 9 Uhr mit zwei Wagen kommen wird, um sie alle  
abzuholen. Sie sollen um einer wichtigen Sache willen nach dem  
weißen Hause in Sägehorn kommen; aber alle, Vater, Mutter und  
die acht Kinder.

Was hat das zu bedeuten? Was haben sie getan? Und auch  
das kleine Elschen, das noch nicht zwei Jahre alt ist — was soll  
das da? Herr Gahmel ist zum Herrn Präsidenten gegangen, um  
Näheres zu erfahren, er ist aber nicht klüger nach Hause gekommen,  
nur, daß er guten Mutes sein soll, hat ihm der alte Herr gesagt.  
Aber wie erwartungsvoll alle sind — das ist unglaublich.

„Das Fräulein Breitenmoor soll nicht gut sein,“ sagt Frau  
Gahmel.

„Sonderbar, hab' ich gehört,“ entgegnet ihr Mann. „Aber  
laß doch sein, was und wie es will; die Wagen kosten uns nichts, im  
schlimmsten Falle haben wir dann alle eine schöne Landpartie in  
den Frühling hinein gemacht.“

Als nach ziemlich langer Fahrt die Wagen sich dem weißen  
Hause nähern, tritt bei Herrn Gahmel der Landmann in seine  
Rechte. „Mein, wie schlecht das Land aussieht! Ach, und der Gar-  
ten wie verwildert, die Bäume nicht geschnitten — eine wahre  
Schande.“

„Aber sieh doch nur den weißen Blütenhang und da die Nester.“

„Alles ganz verwildert, na, viel Mühe scheint sich Fräulein  
Breitenmoor mit ihren hübschen Besitzungen nicht gegeben zu haben.  
Und doch, was könnte daraus gemacht werden!“

Jetzt rasselt der Wagen in den Hof, die Magd Ulrike ist nicht  
da, sondern eine andere fast eben so alte. Und dann werden sie in  
die große Stube geführt, — Frau Gahmel trägt ihr kleinstes Kind,  
und es ist alles so feierlich, Stühle stehen bereit, und der Herr Prä-  
sident und der andere Herr haben wichtige Mienen, und da, in einer  
Ecke sitzt die alte Ulrike; Frau Gahmel grüßt sie, vergebens sucht  
ihr Auge die Herrin des Hauses. Klein Anna aber sieht plötzlich  
ihre alte Freundin, sie eilt auf sie zu, schlingt ihre Arme um deren  
Hals und duckt sich dann ängstlich an ihre Seite, während diese  
wieder und wieder über den blonden Kopf liebkosend mit der Hand  
fährt.

Und nun — es ist alles mäusestill, und keiner regt sich —  
bittet der Herr Präsident um Stille, und dann liest der andere, der  
Herr Notar, einen Brief vor, der sehr, sehr kurz ist.

Aber sind denn Wochen vergangen, seit Gahmels in dies Zim-  
mer traten? Scheint denn die Sonne, welche sie schon so oft sahen,  
durch die Fenster, oder ist's ein wunderbares Himmelslicht, wie noch  
nie eins leuchtete? Sind das da draußen Linden und Buchen, oder  
sind es Paradiesbäume? Steht überhaupt die Erde und auf der-

selben das weiße Haus noch fest, oder dreht sich alles im Kreise, im  
Festreigen?

Das Haus steht ganz solide und fest, es hat nur seinen Besitzer  
gewechselt; es gehört Anna Gahmel, und bis dieselbe erwachsen ist,  
deren Eltern. Die sollen mit der ganzen Familie hier wohnen,  
arbeiten, den Nutzen von Land und Garten haben, dies Haus soll  
ihr eigen Haus für immer sein. —

Nein, es ist nicht möglich, es kann nicht möglich sein! Aber die  
Besitzerin? Der Präsident sagt, daß sie alt ist, keine Verwandte  
hat und dies ihr fester klarer Wille ist. Sie hat sich nur im Neben-  
flügel ein paar Zimmer bei der Schenkung zurückbehalten, dort wird  
sie mit ihrer alten Magd leben. Sie ist versorgt.

„Aber — wo, wo ist sie?“

„Dort,“ antwortet der Präsident und weist auf die Ecke, wo  
die Magd Ulrike immer noch die reiche Erbin, die kleine Anna, an  
sich gedrückt hält.

„Wo? — Die? — da?“ Und als nun Frau Gahmel in das  
heute halb verklärte Gesicht dort sieht, geht ihr plötzlich ein Licht auf.

„Sie, Sie sind —“

Ulrike reicht ihr die Hand. „Sie haben mir aber schön die  
Wahrheit gesagt; ich hab's mir zu Herzen genommen.“

„Und Sie sind nicht die Magd?“ stammelt Frau Gahmel.

„Nein, das haben Sie sich bloß so gedacht. Aber ich habe doch  
wahr geredet, denn die Jungfer Breitenmoor ist wirklich so böß, wie  
ich Ihnen sagte.“

„Die? Böß?“ Die Augen der Frau Gahmel vollenden den Satz.  
„Aber ist's denn wirklich möglich? Und wie kommen Sie dazu?“

„Na, Sie sehnten sich so nach einem eigenen Hause, und mir  
war's eine Last, die ich gern los sein wollte. Und dann — alleine  
konnte ich die Anna ja nicht kriegen, da dacht' ich: lieber alle, als  
keine.“

„O, aber wenn sie doch nun gar nicht schlecht sind, dann kann  
ja die Anna gern bei Ihnen sein.“

„Das hoffe ich auch, denn sehen Sie,“ — hier schob Ulrike das  
Kind zur Seite und ging abseits mit Frau Gahmel, „ich möchte  
wirklich gern gut werden. Ich habe weder Gott noch Menschen ge-  
liebt und möchte das nun von Ihnen lernen, wenn mir Gott noch  
eine Gnadenfrist gibt. Ich habe mich nach Ihnen erkundigt und  
gehört, daß Ihr Mann tüchtig ist, — er wird das kleine Antwesen  
in die Höhe bringen, es nährt seinen Mann, — daß Sie eine fromme  
Frau und Ihre Kinder nicht bößartig sind. Da dachte ich denn, es  
wäre schön, wenn hier mal Kinderfüße aus- und eingingen, — ich  
selbst kann es ja da hinten ganz stille haben, — ich denke, wir wer-  
den uns vertragen und — haben will ich nichts von Ihnen, in mei-  
ner Wirtschaft ist genug, so lange ich lebe.“

„Haben Sie guten Mut,“ wendet sich Ulrike zu Herrn Gah-  
mel, „und wenn's zuerst an Vieh und Handwerkszeug fehlt, — bei  
mir ist alles gestorben und verdorben — na, dann findet sich zum  
Anschaffen wohl noch irgend ein alter Strumpf.“

„Ja,“ sagt der Präsident jetzt zum Notar, „sie hat nie das  
Geld geachtet, nun wirft sie's mit vollen Händen fort. Ich hätte  
aber in diese Schenkung nicht gewilligt, wenn ich nicht das Buch  
mit 160,000 Franken für sie hätte. Das soll sie nun auch für sich  
aufheben.“

Der Notar nickt. „Nun, es sind schon wunderliche Dinge ge-  
sehen, und an die schlechtesten Leute ist das weiße Haus nicht ge-  
kommen.“

„Anna, mein ehrliches Mädchen,“ sagt die Alte, „wirst Du  
Dich denn auch ein bißchen zu mir halten? Ja? Dann konim und  
lies mir heute etwas recht Schönes aus dem Herrgottsbuche vor;  
ich möchte sein Wort hören.“

„Nimm die Bibel,“ flüstert die Mutter, „es steht eine auf dem  
Brett in der ersten Stube, und lies den 84. Psalm.“

Anna nickt. Und während die anderen im Garten unter Blü-  
ten gehen, sitzt Anna in dem Hinterstübchen und liest der Alten, die  
mit gefalteten Händen in ihrem Lehnstuhl ruht, mit heller Stimme:

„Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth. Meine  
Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein  
Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der  
Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie  
Junge heben, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und  
mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben  
Dich immerdar.“

„Amen, so sei's,“ sagt Ulrike Breitenmoor.



## Nationales Allerlei.

„Unsere ganze Hoffnung muß auf das Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gefinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuern.“ (Barnhagen v. Ense.)

Die Unabhängigkeitserklärung wurde an einem Donnerstag erlassen, am Freitag erschien der von Heinrich Müller herausgegebene „Staatsbote“, der den Bewohnern der Vereinigten Staaten die erste Kunde von dem großen geschichtlichen Ereignis überbrachte. Und zwar in deutscher Sprache! Im Jahre 1776 gab es in Philadelphia nur Wochenzeitungen, die an verschiedenen Tagen erschienen. Trotz ihrer Wichtigkeit beschränkte sich infolge des kleinen Formats der damaligen Zeitungen die Mitteilung auf eine nur kurze Notiz, die folgenden Inhalt aufwies: „Philadelphia, den 5. Juli. Gestern hat der achtbare Congreß dieses westlichen Landes die Vereinigten Colonien freie und unabhängige Staaten erklärt. Die Declaration in Englisch ist gesetzt in der Presse; sie ist datirt den 4ten Juli 1776, und wird heut oder morgen in Druck erscheinen.“ Im Jahre 1776 galt das Studium und die Kenntnis der deutschen Sprache noch für eine schätzenswerte Errungenschaft.

**Washingtons Geburtstag.** „Hier wurde am 11. Februar alten Stils (das ist der 22. Februar neuen Stils) 1732 George Washington geboren.“ Diese in einen Stein gemeißelten Worte zeigen Washingtons Geburtstag an. Der Stein steht in Bridge's Creek in Westmoreland County, Virginia. Dort trug sich zu, was seine Mutter in ihre Bibel schrieb: „George Washington, Sohn von Augustin und Mary, seiner Frau, wurde geboren am 11. Tage des Februars 1732, um 10 des Morgens, und wurde am folgenden 5. April getauft. Mr. Beverly Whiting und Kapt. Christophher Brooks, Paten, und Mrs. Mildred Gregory, Patin.“ Das Geburtshaus des Nationalhelden ist gänzlich verschwunden. Es lag im Revolutionskriege schon in Trümmern. Sein Urogroßvater, John Washington, ließ sich dort 1657 nieder. Die Familie besaß den Platz an 200 Jahre; dann wurde er verkauft. Der Platz, wo das Haus stand, und der alte Begräbnisplatz der Familie aber wurden dem Staate Virginia gegeben.

„Nach jahrelangem, eifernem Bemühen und mehr Niederlagen als Siegen“, sagte einst Präsident Roosevelt in einer Festrede von Abraham Lincoln, „ist er zum Führer dieser Republik geworden, und zwar zu einer Stunde, als diese Führerschaft die größte Weltaufgabe seiner Zeit bedeutete. Er lernte Weltschmerz kennen, aber keine Muße. Erfolg krönte sein Bemühen, aber nicht Freude, oder doch nur diejenige Freude, die aus dem Bewußtsein entspringt, eine schwere, aber unabwiesbare Pflicht treu ausgeführt zu haben. Er hatte Macht erworben, aber nicht Genuß. Die Sorge um das Wohl der Republik grub ihm tiefe Furchen in sein Angesicht, aber aus seinen Augen blickten weder Haß noch Furcht. Sein großes und zartes Herz schreckte davor zurück, irgendeinem Menschenherzen Wunden zu schlagen, und doch forderte die schwere Aufgabe, die ihm aufgelegt wurde, daß er das beste Lebensblut des Landes wie Wasser vergießen und in jeder Faser seines Wesens das Herzeleid der Mütter und Weiber empfinden mußte. Unglück erfüllte ihn mit Traurigkeit; aber niemals verzagte er. Als die blutigen Kriegsjahre an ihm vorüberzogen, fand man ihn immer an seinem Posten, die Pflichten der Gegenwart erfüllend und mit unerschrockenem

Mute und glaubensfreudiger Hoffnung in die Zukunft blickend. Weder Haß noch Verachtung konnten ihn von seiner großen Aufgabe abwenden. In Geduld und Sanftmut litt und arbeitete er ohne Unterlaß für das Volk weiter fort. Endlich winkte ihm der Sieg; aber kaum hatte er dessen Freuden geschmeckt, so mußten diese sanften, freundlichen und furchtlosen Augen sich für immer im Tode schließen — infolge der tödlichen Kugel des Mordmörders.“

Elf unserer Präsidenten hinterließen Söhne, die zu Männern heranwuchsen. Vierzehn dieser Söhne wurden erfolgreiche Soldaten, Diplomaten, Staatsmänner, Gelehrte und Geschäftsmänner.

Der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts für alle Völker wird in keinen Kreisen rückhaltloser unterstützt als in denen der Arbeiterschaft.

Als John Marshall, der Sprecher, am 15. Dezember 1799 im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten zu Philadelphia mit bebender Stimme verkündete, daß tags zuvor George Washington zur ewigen Ruhe eingegangen sei, da war die Bewegung, von der die Mitglieder ergriffen wurden, so groß, daß die Sitzung aufgehoben werden mußte. Die Beisetzung des großen Toten erfolgte, seiner Willenserklärung entsprechend, in aller Stille, ohne jeglichen Prunk in dem Garten seiner Besitzung Mount Vernon. An seinem Grabe wurde keine Leichenrede gehalten; als einziger Gruß folgte dem in die Tiefe versenkten Sarge eine Rosenspende. Das amerikanische Volk aber wußte den Mann, den es verloren, zu ehren. Im Repräsentantenhause wurde der Stuhl des Sprechers schwarz überzogen, und die Mitglieder legten Trauerkleider an. John Marshall hielt eine ergreifende Gedächtnisrede auf den still im Parke von Mount Vernon Bestatteten und stellte den Antrag, der auch Annahme fand, es solle ein Ausschuß gebildet werden, der zu beraten habe, wie das Andenken Washingtons am würdigsten geehrt werden könne, des Mannes, der „der erste gewesen sei im Kriege, der erste im Frieden und der erste in den Herzen seiner Mitbürger.“ Und so und nicht anders zeichnet heute noch der Volksmund in den Vereinigten Staaten das Charakterbild Washingtons.

Infolge der Arbeitsruhe, die an den Montagen eintritt, und der beiden gesetzlichen Feiertage, Lincoln's Geburtstag am 12. und Washingtons Geburtstag am 22. Februar, gibt es diesmal im Februar, einschließlich der Sonntage, nicht weniger als 10 Ruhetage und nur 18 Arbeitstage.

Als Lincoln noch ein unbedeutender Landanwalt war, mußte er eines Tages nach einem kleinen Dorfe fahren, um einen Rechtsstreit zu führen. Das Dorf lag etwa 14 Meilen von der Bahnstation, und es war bitter kalt. Durchgefroren bis ins Mark kam Lincoln nach dem einzigen Gasthaus, wo ein kleines Feuer in dem engen Kamin brannte; vor dem Feuer saßen die gegnerischen Anwälte so dicht beisammen, daß kaum eine Spur von Hitze den halberfrorenen Lincoln traf. Einer aus der Gruppe drehte sich nach dem Neuanfömmeling um: „Schön kalt heute!“ „Ja“, entgegnete Lincoln, „es ist hier so kalt, wie's in der Hölle heiß ist.“ „Waren Sie schon in der Hölle?“ „O ja.“ „Wie fieh's denn dort aus?“ „Gut!“ wie hier: rings ums Feuer sitzen lauter Anwälte.“

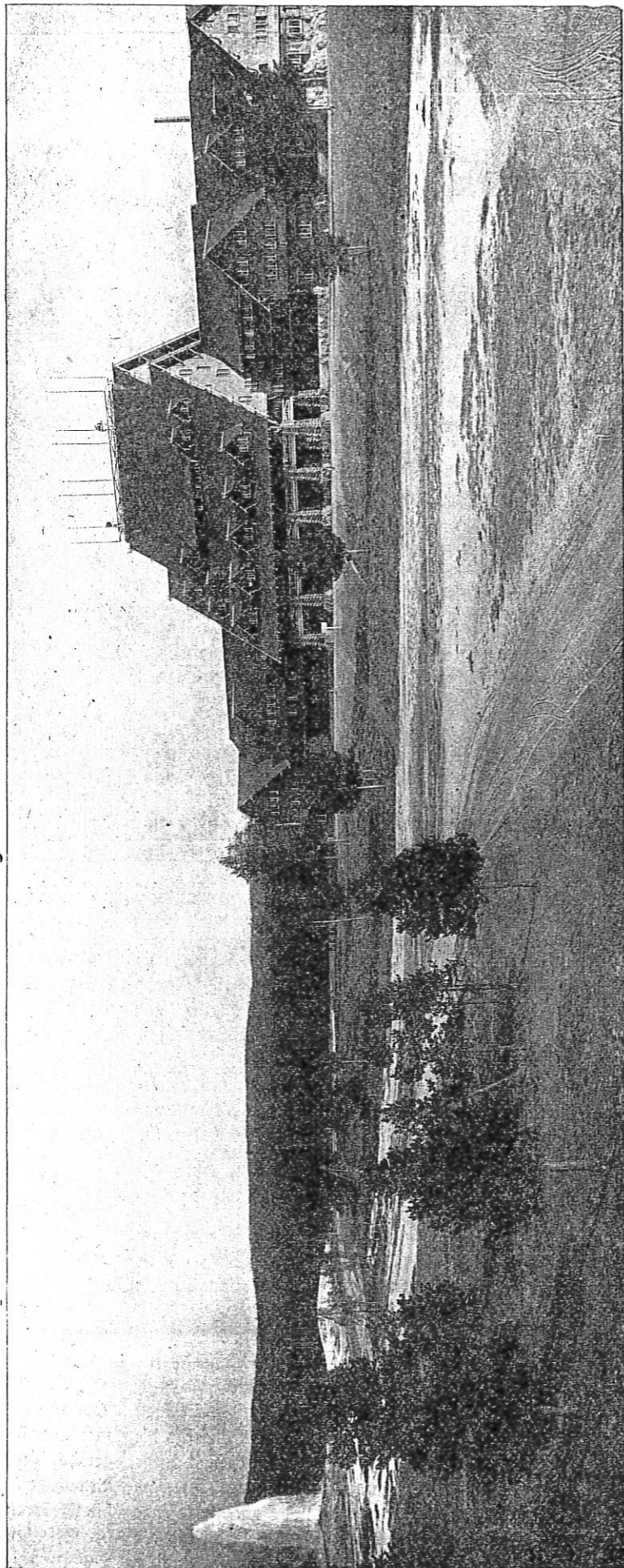
„Bestrebe dich, den kleinen göttlichen Funken, der das Gewissen genannt wird, in deinem Herzen lebendig zu erhalten.“ (Washington.)

## Unsere Nationalparke.

Die Vereinigten Staaten besitzen jetzt nicht weniger als 14 große Nationalparke, alle im Westen des Landes liegend. Es sind: Yellowstone Park, mit 2,142,720 Acres — der größte von allen —, in Whoming, Montana und Idaho gelegen; Yosemite in California, von 719,622 Acres; Glacier Park in Montana, von 915,000 Acres; Mount Rainier in Washington, von 207,360 Acres; Sequoia Park in California, von 161,597 Acres; General Grant Park in California, 2,536 Acres umfassend; Crater Lake Park in Oregon, von 159,360 Acres im Umfang; Wind Cave Park in South Dakota, von 10,522 Acres; Sullys Hill Park in North Dakota, 780 Acres groß; Platt Park in Oklahoma, 848 Acres groß; Mesa Verde in Colorado, im Umfang von 42,376 Acres; Casa Grande in Arizona, nur 480 Acres einschließend; Rocky Mountain Park in Colorado (bei Denver), von 229,000 Acres Größe; und Hot Springs Reservation in Arkansas, ein Areal von 912 Acres bedeckend. Zu diesem Nationalbesitz kommen aber noch zahlreiche kleine Landkomplexe, die alle unter der Acte „Preservation of American Antiquities“ Schutz und Pflege genießen, ferner 10 „National Monuments“ in den Bundesforsten, sowie endlich auch diese selbst, die, wiederum im fernen Westen liegend, über 550,000,000 Acres, beinahe ein Viertel der Vereinigten Staaten, bedecken und etwa ein Fünftel des Holzbestandes unseres Landes aufweisen.

Für die Bürger sind diese Naturparke und Naturforsten da. Es sind die Erholungsstätten der Reisenden, die „Spielplätze der Nation“. Werden sie viel besucht und benutzt? Wenn jemand noch daran zweifeln sollte, daß die Bewegung zur Entwicklung unseres Nationalparkwesens bedeutende Fortschritte gemacht hat, so braucht er sich bloß einmal die Berichte über den Besuch, den diese Parke im letzten Sommer zu verzeichnen hatten, anzusehen. Nicht weniger als 487,368 Personen sind da zur Erholung und zum Vergnügen nach diesen Nationalstätten gereist, ein sehr hübscher Fortschritt gegen das vorhergehende Jahr mit 358,006 Besuchern.

Zum richtigen Verständnis der Bedeutung dieser Zahlen gelangen wir aber erst, wenn wir einige Jahre zurückblicken. Da erkennen wir, wie berechtigt früher die immer wiederholte Mahnung war: „Seht Amerika zuerst!“ Im Jahre 1910 bekümmerten sich noch verhältnismäßig recht wenig Amerikaner um die Schönheiten ihres eigenen Landes. Ganze 198,606 Menschen nahmen sich in dem Jahre die Mühe, die Nationalparke zu besuchen, und unter diesen Besuchern war sogar noch eine hübsche Anzahl Fremde, die durch die Schilderungen der wundervollen und gesunden Gegenden durch Reiseschriftsteller angelockt waren. Das war wohl auch zum Teil die Ursache, warum in den folgenden Jahren die Zahl der



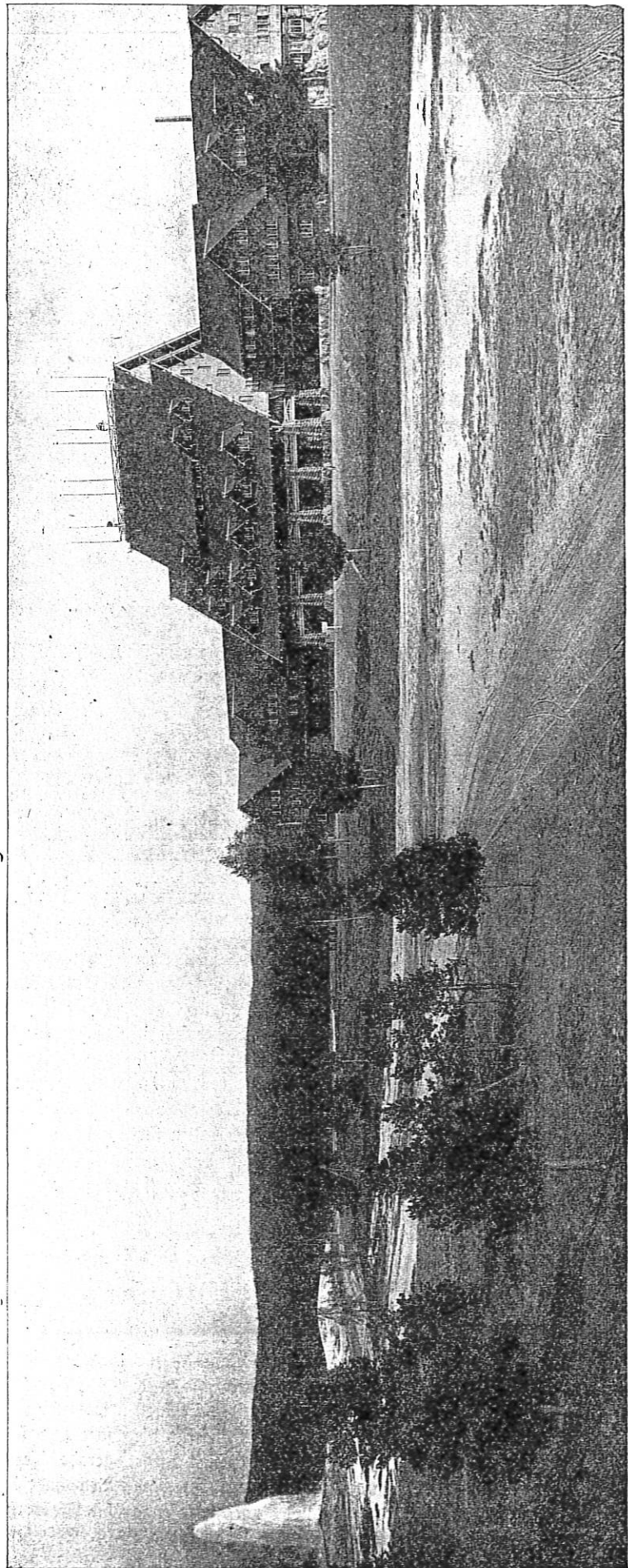
Im Yellowstone Park.

## Unsere Nationalparke.

**D**ie Vereinigten Staaten besitzen jetzt nicht weniger als 14 große Nationalparke, alle im Westen des Landes liegend. Es sind: Yellowstone Park, mit 2,142,720 Acres — der größte von allen —, in Wyoming, Montana und Idaho gelegen; Yosemite in California, von 719,622 Acres; Glacier Park in Montana, von 915,000 Acres; Mount Rainier in Washington, von 207,360 Acres; Sequoia Park in California, von 161,597 Acres; General Grant Park in California, 2,536 Acres umfassend; Crater Lake Park in Oregon, von 159,360 Acres im Umfang; Wind Cave Park in South Dakota, von 10,522 Acres; Sullys Hill Park in North Dakota, 780 Acres groß; Platt Park in Oklahoma, 848 Acres groß; Mesa Verde in Colorado, im Umfang von 42,376 Acres; Casa Grande in Arizona, nur 480 Acres einschließend; Rocky Mountain Park in Colorado (bei Denver), von 229,000 Acres Größe; und Hot Springs Reservation in Arkansas, ein Areal von 912 Acres bedeckend. Zu diesem Nationalbesitz kommen aber noch zahlreiche kleine Landkomplexe, die alle unter der Akte „Preservation of American Antiquities“ Schutz und Pflege genießen, ferner 10 „National Monuments“ in den Bundesforsten, sowie endlich auch diese selbst, die, wiederum im fernen Westen liegend, über 550,000,000 Acres, beinahe ein Viertel der Vereinigten Staaten, bedecken und etwa ein Fünftel des Holzbestandes unseres Landes aufweisen.

Für die Bürger sind diese Naturparke und Naturforsten da. Es sind die Erholungsstätten der Reisenden, die „Spielplätze der Nation“. Werden sie viel besucht und benutzt? Wenn jemand noch daran zweifeln sollte, daß die Bewegung zur Entwicklung unseres Nationalparkwesens bedeutende Fortschritte gemacht hat, so braucht er sich bloß einmal die Berichte über den Besuch, den diese Parke im letzten Sommer zu verzeichnen hatten, anzusehen. Nicht weniger als 487,368 Personen sind da zur Erholung und zum Vergnügen nach diesen Nationalstätten gereist, ein sehr hübscher Fortschritt gegen das vorhergehende Jahr mit 358,006 Besuchern.

Zum richtigen Verständnis der Bedeutung dieser Zahlen gelangen wir aber erst, wenn wir einige Jahre zurückblicken. Da erkennen wir, wie berechtigt früher die immer wiederholte Mahnung war: „Seht Amerika zuerst!“ Im Jahre 1910 bekümmerten sich noch verhältnismäßig recht wenig Amerikaner um die Schönheiten ihres eigenen Landes. Ganze 198,606 Menschen nahmen sich in dem Jahre die Mühe, die Nationalparke zu besuchen, und unter diesen Besuchern war sogar noch eine hübsche Anzahl Fremde, die durch die Schilderungen der wundervollen und gesunden Gegenden durch Reiseschriftsteller angelockt waren. Das war wohl auch zum Teil die Ursache, warum in den folgenden Jahren die Zahl der



Im Yellowstone Park.



Die „Waldbpforte“ im Yosemite Park.

Besucher stieg, 1911 auf 224,407, im folgenden Jahre auf 229,534, dann auf 252,153 im Jahre 1913, worauf 1914 ein kleiner Rückgang auf 240,193 eintrat. Im Jahre 1915 brachten die Pacific-Ausstellungen einen neuen Aufschwung auf 335,299. Nach diesem unerwarteten Erfolge sagten schwarzseherische Gemüter schon einen ganz gehörigen Rückschlag voraus, weil sie lediglich die Ausstellungen als den eigentlichen Anziehungspunkt bezeichneten und den Besuch der Parke nur als natürliche Nebenerscheinung gelten lassen wollten. Sie hatten sich aber geirrt! Das Eis war einmal gebrochen, und jetzt kann man ruhig sagen, der Besuch unserer Nationalparke ist in Aufnahme gekommen.

Damit sind unsere Nationalparke mehr als je zuvor als Erholungs- und Vergnügungspunkte des Volkes zu ihrer Geltung gelangt. Sie verdienen ihren Namen „Nationalparke“, d. h. Parke fürs ganze amerikanische Volk, nun erst recht. Das größte Hindernis zu ihrem Besuche bildete freilich — und bildet auch noch, wiewohl nicht mehr in dem früheren Maße — für viele Bewohner unseres Landes der Mangel an Geld und Zeit. Die Reise dahin war umständlich und teuer; man brauchte Zeit, hin zu kommen, und dadurch wurden gar manchem die für die Sommerferien schon an sich knapp bemessenen Tage noch mehr beschritten. Alle Bemühungen und Aufwendungen der Nationalpark-Verwaltung konnte daran nichts ändern, solange nicht die Eisenbahnen für bequeme und billige Beförderung der

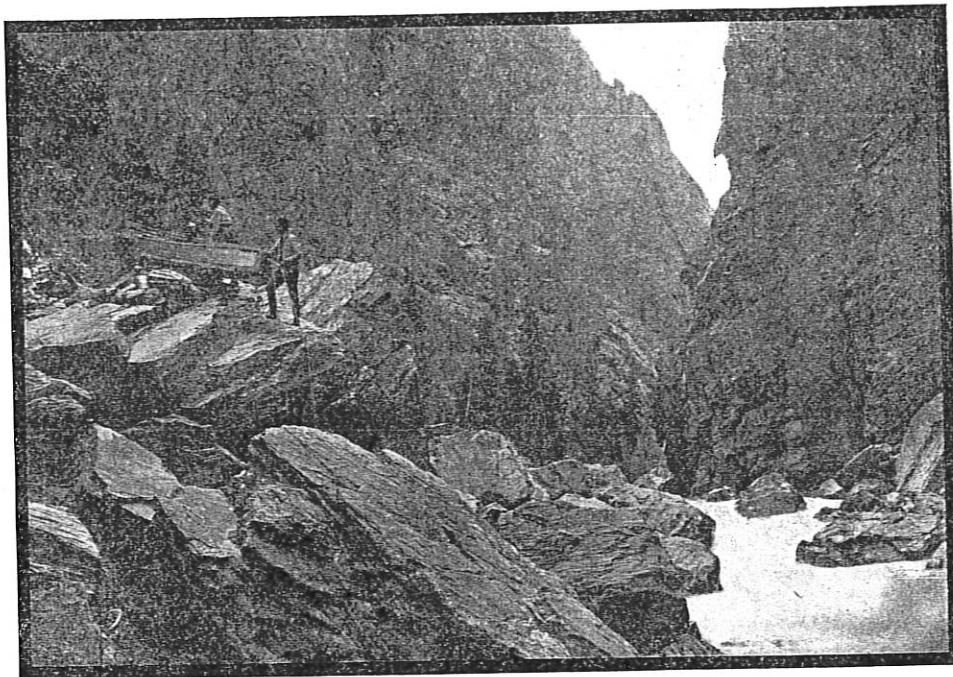
Reisenden sorgten, und für die Eisenbahnen wieder lohnte es sich nicht, solange der Besuch so schwach war. Es kam also letzten Endes immer wieder darauf an, daß der Besuch der Parke in Aufnahme kam. Das ist nun eingetreten, und so steht zu erwarten, daß die Verkehrsverbindungen immer besser und die Reisekosten und Aufenthaltsauslagen immer mäßiger sich gestalten werden.

Daß der Besuch nachlassen könnte, steht nicht zu befürchten, nicht auf die Dauer. Alle Besucher der letzten Jahre wissen nicht genug die wundervollen Gegenden zu rühmen, die gar viele von ihnen zum erstenmal gesehen haben und vorher nie auch nur gekannt hatten. Das reizt, und wenn erst einmal die Sehnsucht nach all den Herrlichkeiten geweckt ist, dann stellt sich auch von selbst das Bemühen ein, dieser Herrlichkeiten teilhaftig zu werden. Überall wird das Verlangen laut werden nach guten und billigen Reisebedingungen, und diesem Verlangen werden die Bahngesellschaften nicht widerstehen, ist es doch ihr eigener Vorteil, wenn sie die Wünsche des Volkes berücksichtigen.

Vor Jahren bildeten die Reichen unseres Landes und des Auslandes die Hauptmenge der Besucher dieser sehenswürdigsten und schönsten Stätten Amerikas; aber nicht sie, sondern gerade die mäßiger mit Mitteln ausgestatteten Bürger und Bewohner des Landes können und sollten, wie sie überhaupt die Mehrzahl bilden, fortan allezeit die überwiegende Mehrheit der Besucher unserer Nationalparke sein. Erst wenn das ganze

Volk imstande ist, in diesen seinen öffentlichen, großartigen und wunderschönen Besitzungen seine Erholung zu suchen, erst wenn es auch dem Mäßigbegüterten ermöglicht sein wird, dort der erhabenen Gottesnatur sich zu freuen, erst dann erhält die Bezeichnung „Nationalpark“ ihren vollen Sinn.

Und dann gereicht das Amerika zu keinem Schaden! Gerade diese sehenswürdigen, wunderbaren Gärten der Natur werden es dem Bürger erst recht offenbaren, welch ein schönes, gewaltiges, herrliches Land er sein Land nennen darf. Sie werden ihm Liebe und Achtung, Patriotismus und Loyalität, Anhänglichkeit und Treue wecken und erhalten helfen, und seinem Amerika wird desto höher sein Herz schlagen! w.



Im Rocky Mountain Park.

## George Washington.

“First in war, first in peace, and first in the hearts of his countrymen.”

Für die „Wendschule“ von R. R. Hermann.

„Der erste im Krieg,“ wie dies junge Land  
Sich wehrte vor Englands tyrannischer Hand,  
Auf blutigem Schlachtfeld bei Lexington  
Erhob es sich, feuerte ab die Kanon'. —  
Er folgte dem Ruf seines Landes schnell  
Und ward General mit dem Leib und der Seel';  
Er kämpfte für Freiheit und gutes Recht,  
Und Gott gab ihm Sieg, fast in jedem Gefecht.

Der Sorgen gar viel hatt' der tapf're Mann,  
Verräter feig griffen ihn mörderisch an;  
Ja, Hunger und Kälte und Armut groß  
War öfters sein hartes und trauriges Los;  
Ein meistens in Lumpen gehülltes Heer  
Mit blutenden Füßen, befehligte er.  
Doch führt er's bis Valley Forge und sodann  
Auch siegreich die Höhen von Yorktown hinan.

„Der erste im Frieden,“ — er ruht' noch nicht,  
Sein Land rief ihn wieder zu höherer Pflicht,  
Indem es ihn wählte als Präsident;  
Als „Vater des Lands“ jedes Schulkind ihn kennt.  
Acht Jahre lang führt' er der Staaten Schiff,  
Vorüber an manchem ihm drohenden Riff,  
Bis sicher es segelt' im Völkermeer;  
Kein andrer tat's weiser und treuer als er.

„Der erste im Herzen der Landesföhn,“  
Die treu unter Sternen und Streifen steh'n.  
Wir wehren, wie er, uns auch Mann für Mann,  
Kommt niemals herüber ein frecher Tyrann.  
Wir beten, wie Washington, dulden so auch;  
Das ist frommer Bürger und Christen Gebrauch.  
In Bürger- wie auch in Soldatenreih'n  
Soll er in dem Herzen ein Vorbild uns sein!



Washington im Gebet zu Valley Forge. Gedenktafel am  
Unterschatamt in Wall Street, New York.